



Leseprobe

Brandon Sanderson

Die Stürme des Zorns Roman

"Ein grandioses Epos! Ich habe jede Seite davon verschlungen." *Patrick Rothfuss*

Bestellen Sie mit einem Klick für 18,00 €



Seiten: 800

Erscheinungstermin: 09. Mai 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Von Brandon Sanderson sind im
Wilhelm Heyne Verlag erschienen:

Die Seele des Königs

DIE STEELHEART-REIHE

Steelheart

Firefight

Calamity

Mitosis

DIE STURMLICHT-CHRONIKEN

Der Weg der Könige

Der Pfad der Winde

Die Worte des Lichts

Die Stürme des Zorns

Der Ruf der Klängen

Die Splitter der Macht

Der Rhythmus des Krieges

Der Turm der Lichter

Die Tänzerin am Abgrund

MAGIC™: THE GATHERING

Die Kinder des Namenlosen

Für Oliver Sanderson,

*der geboren wurde,
als ich mitten in der Arbeit an
diesem Buch steckte,
und der bereits laufen konnte,
als ich damit fertig war.*

zuspazieren. Was gab es denn schließlich hier draußen? Stattdessen hatte Sadeas am Rand der Lager und an den Brücken Wächter aufgestellt, damit die Sklaven nicht entkommen konnten.

Was es hier draußen gab? Nichts als die Erlösung, gefunden in den Tiefen der Klüfte.

Kaladin drehte um und wanderte am oberen Rand einer dieser Klüfte entlang. Er kam an Soldaten vorbei, die bei den Brücken Wache schoben und deren Fackeln im Wind zitterten. Die Männer salutierten vor ihm.

Schau an, dachte er und schritt weiter über das Plateau. Die Kriegslager links von ihm versahen die Luft stellenweise mit Licht; es reichte aus, um ihm zu verraten, wo er sich befand. Am Rand des Plateaus kam er zu der Stelle, an der er sich in jener Nacht vor vielen Wochen mit dem Schelm des Königs getroffen hatte. Es war eine Nacht der Entscheidungen und Veränderungen gewesen.

Kaladin trat an den Abgrund und sah nach Osten.

Veränderung und Entscheidung. Er warf einen Blick über die Schulter. Die Wachtposten hatte er hinter sich gelassen, und niemand befand sich mehr in seiner Nähe. Mit dem Gürtel voller Kugeln sprang Kaladin in die Kluft hinein.



Sadeas' Kriegslager gefiel Schallan nicht.

Hier war die Luft anders als in Sebarials Lager. Es stank, und außerdem roch es nach Verzweiflung.

Konnte man Verzweiflung denn riechen? Sie glaubte, diesen Geruch beschreiben zu können: nach Schweiß, nach billigem Alkohol und nach Krem, der nicht von den Straßen gefegt worden war. All das hing über den schlecht beleuchteten Wegen. In Sebarials Lager spazierten die Menschen in Gruppen herum. Hier aber zogen sie in Meuten und Horden umher.

Sebarials Lager roch nach Gewürzen und Geschäftigkeit – nach neuem Leder und manchmal auch nach Nutzvieh. Dalinars Lager hingegen verströmte einen Geruch von Politur und Öl. An jeder zweiten Ecke tat dort jemand etwas Praktisches. Es gab zwar nur noch wenige Soldaten in Dalinars Lager, aber alle steckten immerzu in ihren Uniformen, als bedeuteten sie einen Schutzschild gegen das Chaos.

In Sadeas' Lager trugen jene Soldaten, die überhaupt eine Uniform angelegt hatten, diese aufgeknöpft, und ihre Hosen waren verknittert. Schallan kam an einer Taverne nach der anderen vorbei, und aus jeder drang Lärm. Die Frauen, die vor einigen dieser Häuser herumstanden, deuteten an, dass es sich dabei nicht bloß um einfache Tavernen handelte. Auf Bordelle traf man zwar in allen Lagern, aber hier waren sie besonders zahlreich und überdeutlich zu erkennen.

Schallan bemerkte weniger Parscher als in Sebarials Lager. Sadeas bevorzugte traditionelle Sklaven: Männer und Frauen, auf deren Stirnen die Brandmale zu sehen waren und die mit gebeugtem Rücken und hängenden Schultern herumhuschten.

Wenn sie ehrlich zu sich selbst war, hatte sie all das auch von einem Kriegslager erwartet. Sie hatte viele Berichte über die Soldaten, über das zahlreiche Kriegsfolge und die mangelnde Disziplin gelesen. Ebenso über die aufbrausende Art von Männern, die zum Töten ausgebildet worden waren. Vielleicht sollte sie sich nicht über die unangenehmen Zustände in Sadeas' Lager wundern, sondern eher über die Ordnung, die in vielen anderen herrschte.

Schallan eilte weiter. Sie trug das Gesicht eines jungen dunkeläugigen Mannes und hatte ihre Haare unter eine Kappe geschoben. Und sie hatte sich feste Handschuhe übergestülpt. Wenn sie sich auch als Mann verkleidet hatte, so wollte sie doch nicht mit entblößter Schutzhand herumlaufen.

Bevor sie heute Abend aufgebrochen war, hatte sie vorsichtshalber eine Reihe von Zeichnungen neuer Gesichter angefertigt.

Inzwischen hatte sich herausgestellt, dass sie eine Skizze, die sie am Morgen gezeichnet hatte, noch am Nachmittag als Vorbild verwenden konnte. Wenn sie hingegen länger als einen Tag wartete, war das Abbild, das sie erschuf, verschwommen und wirkte manchmal geradezu geschmolzen. Das erschien Schallan nachvollziehbar. Der Schöpfungsprozess hinterließ in ihrem Geist ein Bild, das mit der Zeit immer unschärfer wurde.

Ihr gegenwärtiges Gesicht basierte auf den Botenjungen, die in Sadeas' Lager umherliefen. Immer wenn sie einem Rudel Soldaten begegnete, schlug ihr das Herz bis zum Hals, aber niemand schenkte ihr größere Aufmerksamkeit.

Amaram war ein Hochherr – ein Mann aus dem dritten Dahn, wodurch er einen ganzen Rang höher stand als ihr Vater und zwei Ränge höher als Schallan selbst. Dies verschaffte ihm das Recht auf ein eigenes Gebiet im Lager seines Lehnsherrn. Auf seinem stattlichen Haus flatterte sein eigenes Banner, außerdem besaß er eine persönliche Soldatentruppe, die in den angrenzenden Gebäuden untergebracht war. Pfosten mit seinen Farben – dunkelrot und waldgrün – waren in den Steinboden gerammt und zeigten seinen Einflussbereich an. Schallan ging an ihnen vorbei, ohne anzuhalten.

»He, du!«

Da erstarrte sie und fühlte sich in der Dunkelheit plötzlich sehr klein. Und doch nicht klein genug. Sie drehte sich langsam um, als zwei Wächter auf sie zukamen. Ihre Uniformen waren sauberer als alles, was sie bisher in diesem Lager gesehen hatte. Sogar die Jackenknöpfe waren poliert, aber statt Hosen trugen die Männer den rockähnlichen Takama. Amaram war ein Traditionalist, was sich auch in seinen Uniformen widerspiegelte.

Die Wächter überragten sie, wie es bei den meisten Alethi der Fall war. »Ein Bote?«, fragte der eine. »Zu dieser späten Stunde?« Er war ein stämmiger Kerl mit ergrauendem Bart und einer dicken, breiten Nase.

»Es ist noch nicht einmal die Zeit des zweiten Mondes, Herr«, sagte Schallan mit einer Stimme, von der sie hoffte, dass sie jungenhaft klang.

Er schenkte ihr einen dunklen Blick. Was hatte sie gesagt? *Herr*, erkannte sie. *Er ist aber kein Offizier.*

»Melde dich von jetzt an bei den Wachtposten, wenn du zu uns kommst«, sagte der Mann und deutete auf einen kleinen, hellen Fleck in einiger Entfernung hinter ihnen. »Wir achten streng auf unseren Sicherheitsbereich.«

»Ja, Sergeant.«

»Hör auf, den Jungen zu schikanieren, Hav«, sagte der andere Soldat. »Du kannst nicht erwarten, dass er Regeln kennt, die der Hälfte unserer Soldaten noch immer unbekannt sind.«

»Geh weiter«, sagte Hav und winkte Schallan durch. Eilig gehorchte sie. Ein Sicherheitsbereich? Sie beneidete diese Männer keineswegs um ihre Aufgabe. Amaram verfügte über keine Mauer, mit der er die Leute hätte fernhalten können, sondern hatte nur ein paar farbige Pfosten.

Amarams Haus war eher klein; es besaß lediglich zwei Stockwerke mit je einer Handvoll Zimmer. Früher war es vielleicht einmal eine Taverne gewesen, und es diente ihm auch nur vorübergehend, denn er war gerade erst in den Kriegslagern eingetroffen. Hohe Stapel von Kremziegeln und Steinen daneben deuteten an, dass ein weitaus prächtigeres Gebäude bereits in Planung war. In der Nähe standen andere Häuser, die als Kasernen für Amarams persönliche Soldatentruppe beschlagnahmt worden waren; sie umfasste nur etwa fünfzig Mann. Die meisten Soldaten, die er mitgebracht hatte, waren anderswo einquartiert worden; sie stammten von Sadeas' Besitzungen und hatten ihm ihre Treueeide geleistet.

Sobald sie nah genug an Amarams Haus herangekommen war, presste sie sich gegen ein Nebengebäude und hockte sich nieder. Sie hatte drei Abende damit verbracht, das Gelände

auszukundschaften, und jedes Mal hatte sie ein anderes Gesicht getragen. Vielleicht war das übervorsichtig gewesen. Sie war so schrecklich unsicher. So etwas hatte sie nie zuvor getan. Mit zitternden Fingern nahm sie ihre Kappe ab – dieser Teil ihrer Verkleidung war real –, und die Haare fielen ihr auf die Schultern. Dann nahm sie ein zusammengefaltetes Bild aus ihrer Tasche und wartete.

Minuten vergingen, während sie auf das Haus starrte. *Na los ...*, dachte sie. *Na los ...*

Endlich trat eine junge dunkeläugige Frau aus dem Haus, Arm in Arm mit einem großen Mann in einer Hose und einem locker geknöpften Hemd. Die Frau kicherte, als ihr Freund etwas sagte, dann huschte sie in die Nacht hinein. Der Mann rief ihr etwas nach und folgte ihr. Die Dienerin, deren Namen Schallan noch immer nicht hatte in Erfahrung bringen können, ging jede Nacht zur gleichen Zeit weg – bisher zweimal mit diesem Mann und einmal mit einem anderen.

Schallan holte tief Luft, sog Sturmlicht ein und hielt das Bild hoch, das sie zu einer anderen Gelegenheit von der jungen Frau gezeichnet hatte. Sie hatte ungefähr Schallans Größe, auch ihre Haare waren von gleicher Länge, und ihre Statur ähnelte der von Schallan ... Das musste ausreichen. Sie atmete aus und wurde zu jemand anderem.

Sie kichert und lacht, dachte Schallan, während sie ihre maskulinen Handschuhe auszog und die Schutzhand mit einem femininen bedeckte, *und oft huscht sie auf den Zehenspitzen herum. Ihre Stimme ist höher als meine, außerdem hat sie keinen Akzent.*

Schallan hatte den richtigen Tonfall geübt, aber sie hoffte, die Glaubhaftigkeit ihrer Stimme nicht auf die Probe stellen zu müssen. Schließlich musste sie nur durch die Tür treten, die Treppe hinaufgehen und in den richtigen Raum schlüpfen. Das war einfach.

Sie stand auf, hielt den Atem an, nährte sich am Sturmlicht und schritt auf das Gebäude zu.



Kaladin traf in einem glühenden Lichtsturm auf den Boden der Kluft. Er legte sich den Speer an die Schulter und lief los. Es war schwer, mit dem Sturmlicht in den Adern still zu stehen.

Er warf einige Beutel mit Kugeln auf den Boden, um sie später benutzen zu können. Das Sturmlicht, das von seiner entblößten Haut aufstieg, erleuchtete die Kluft ausreichend und warf Schatten an die Wände. Sie schienen zu Gestalten zu werden, erschaffen von den Knochen und Ästen, die aus den Schutthaufen am Boden ragten. Körper und Seelen. Seine Bewegungen führten dazu, dass sich die Schatten wanden, als drehten sie sich zu ihm um und betrachteten ihn.

Es war, als laufe er zwischen schweigenden Zuschauern dahin. Syl flog als Lichtband zu ihm herunter, passte sich seiner Geschwindigkeit an und hielt sich neben seinem Kopf. Er setzte über Hindernisse hinweg, platschte durch Pfützen und wärmte seine Muskeln für die bevorstehenden Übungen.

Dann sprang er an die Wand.

Ungeschickt prallte er gegen sie und rollte über einige Rüschenblüten. Schließlich lag er mit dem Gesicht nach unten auf der Wand. Er knurrte und sprang hoch, während das Sturmlicht eine kleine Schnittwunde an seinem Arm heilte.

Es fühlte sich so unnatürlich an, auf eine Wand zu springen; stets brauchte er eine Weile, bis er die Orientierung wiedergefunden hatte.

Er lief erneut los, sog weiteres Sturmlicht ein und gewöhnte sich an den Perspektivwechsel. Als er den nächsten Spalt zwischen den Plateaus erreicht hatte, wirkte es auf ihn, als schaue er in eine tiefe Grube. Die Wände der Kluft waren in seinen Augen zu Boden und Decke geworden.

Er sprang von der Wand herunter, richtete den Blick auf den Grund der Kluft und blinzelte. Er zwang sich, diese Richtung wieder als *unten* zu betrachten. Unsanft landete er in einer Pfütze.

Er rollte sich auf den Rücken, lag im kalten Wasser und seufzte. Krem, der sich auf dem Boden abgesetzt hatte, wurde zwischen seinen Fingern hindurchgedrückt, als er die Faust ballte.

Syl landete auf seiner Brust und nahm erneut die Gestalt einer jungen Frau an. Dazu stemmte sie die Hände in die Hüften.

»Was ist los?«, fragte er.

»Das war armselig.«

»Dem muss ich zustimmen.«

»Vielleicht gehst du etwas zu schnell vor«, sagte sie. »Warum versuchst du nicht, an die Wand zu springen, ohne vorher Anlauf zu nehmen?«

»Der Attentäter könnte es so machen«, sagte Kaladin. »Ich muss in der Lage sein, wie er zu kämpfen.«

»Ich verstehe. Und ich nehme an, dass er seit dem Augenblick seiner Geburt so kämpfen konnte – ohne jede Übung.«

Ganz langsam stieß Kaladin die Luft aus. »Du klingst wie Tukks.«

»Ach ja? War er denn auch so brilliant, wunderschön und hatte immer recht?«

»Er war laut, intolerant und höchst bissig«, sagte Kaladin und stand auf. »Aber es stimmt schon, dass er meistens recht hatte.« Er trat an die Wand und lehnte seinen Speer dagegen. »Szeth hat es ›Peitschen‹ genannt.«

»Ein guter Ausdruck«, sagte Syl und nickte.

»Wenn ich es richtig machen will, muss ich zuerst einige Grundlagen lernen.« Es war wie das Üben mit dem Speer.

Das bedeutete, dass er vermutlich Hunderte Male gegen die Wand hüpfen musste.

Besser das, als durch die Splitterklinge des Attentäters zu sterben,
dachte er und machte sich an die Arbeit.



Schallan betrat Amarams Küche und versuchte sich mit der energischen Anmut des Mädchens zu bewegen, dessen Gesicht sie trug. Der große Raum roch stark nach dem Curry, das auf dem Herd kochte – die Überreste des Abendessens, die für den Fall aufbewahrt wurden, dass irgendein Hellauge noch einmal hungrig werden sollte. Die Köchin saß in der Ecke und blätterte in einem Roman, während ihre Mägde die Töpfe scheuerten. Der Raum wurde von Kugeln hell erleuchtet. Offenbar vertraute Amaram seiner Dienerschaft.

Eine lange Treppenflucht führte in den ersten Stock hinauf und bot den Bediensteten einen raschen Zugang zu Amarams Gemächern. Schallan hatte einen Plan des Gebäudes nach Schätzungen gezeichnet, die sich aus der Anordnung der Fenster ergaben. Der Raum der Geheimnisse war einfach zu bestimmen gewesen – Amaram hatte sein Fenster mit einem Laden versehen lassen, der nie geöffnet wurde. Und anscheinend war auch ihre Vermutung hinsichtlich der Treppe in der Küche zutreffend gewesen. Sie ging auf die Stufen zu und summte sich dabei etwas vor, wie die Frau, die sie nachahmte, es zu tun pflegte.

»Schon zurück?«, fragte die Köchin, ohne von ihrem Buch aufzusehen. Ihrem Akzent nach war sie eine Herdazianerin. »Ist sein Geschenk heute nicht gut genug gewesen? Oder hat der andere euch beide zusammen gesehen?«

Schallan antwortete nicht und versuchte ihre Nervosität durch das Summen zu übertünchen.

»Dann könntest du eigentlich etwas Nützliches tun«, sagte die Köchin. »Stine wollte, dass jemand die Spiegel für ihn poliert. Er ist im Arbeitszimmer und säubert gerade die Flöten des Meisters.«

Flöten? Ein Soldat wie Amaram spielte Flöte?

Was würde die Köchin tun, wenn Schallan einfach weiter auf die Treppe zuing und den Befehl missachtete? Für ein Dunkelauge bekleidete die Frau vermutlich einen recht hohen Rang und war ein wichtiges Mitglied des Haushalts.

Ohne den Blick von ihrem Roman zu heben, fuhr die Köchin sanft fort: »Glaube nicht, dass wir nicht bemerkt hätten, wie du dich am Mittag weggestohlen hast, Kind. Nur weil der Herr dich mag, heißt das noch lange nicht, dass du dir alles erlauben kannst. Also mach dich an die Arbeit. Wenn du deinen freien Abend mit Putzen statt mit Spielen verbringst, wird dich das daran erinnern, dass auch du gewisse Pflichten hast.«

Schallan biss die Zähne zusammen und warf einen Blick auf die Treppe, die zu ihrem Ziel hinaufführte. Die Köchin senkte langsam ihr Buch. Ihr düsterer Blick zeugte davon, dass man ihr besser nicht widersprach.

Schallan nickte, ging von der Treppe weg und betrat den Korridor, der dahinter lag. Dort würde es weitere Stufen geben, die zur vorderen Halle hinaufführten. Sie musste einfach nur in dieser Richtung weitergehen und ...

Schallan erstarrte, als eine Gestalt aus einem Seitenzimmer in den Gang trat. Der Mann war groß, hatte ein kantiges Gesicht, eine gerade Nase und trug Hellaugenkleidung von modernem Zuschnitt: eine offene Jacke über einem geknöpften Hemd, eine steife Hose und eine Halsbinde.

Bei allen Stürmen! Großherr Amaram sollte doch nicht hier sein! Adolin hatte gesagt, dass Amaram heute mit Dalinar und dem König zu Abend aß. Warum also war er zu Hause?

Amaram schaute in ein Kontobuch, das er in der Hand hielt, und schien das Dienstmädchen gar nicht bemerkt zu haben. Er schritt den Korridor entlang.

Lauf weg. Das war ihre erste Reaktion. Sie sollte durch den Vordereingang fliehen und in die Nacht verschwinden. Aber

sie hatte bereits mit der Köchin gesprochen. Wenn die Frau, die Schallan imitierte, später am Abend zurückkam, würde sie in gewaltigen Schwierigkeiten stecken – und sie wäre in der Lage, durch Zeugen zu beweisen, dass sie gar nicht im Haus gewesen war. Dann würde Amaram herausfinden, dass jemand herumgeschnüffelt und dabei die Gestalt einer seiner Dienerinnen angenommen hatte.

Sturmwater! Sie hatte das Haus gerade erst betreten, und schon steckte sie tief im Schlamassel.

Vor ihr knarrten Stufen. Amaram ging zu seinem Zimmer – zu dem Raum, den Schallan durchsuchen sollte.

Die Geisterblüter werden mehr als wütend auf mich sein, weil ich Amaram alarmiert habe, dachte Schallan, und sie werden noch wütender sein, wenn ich ohne neue Erkenntnisse zurückkehre.

Sie musste unbedingt in dieses Zimmer gelangen, und zwar allein. Deshalb durfte sie auch nicht zulassen, dass Amaram es betrat.

Schallan eilte hinter ihm her, hastete in die Eingangshalle, huschte um die Treppenspinde herum und flog die Stufen hinauf. Amaram hatte gerade den obersten Absatz erreicht und wandte sich dem Korridor zu. Vielleicht war er gar nicht zum Zimmer der Geheimnisse unterwegs.

Doch so viel Glück hatte Schallan nicht. Als sie den ersten Stock erreichte, sah sie, wie Amaram sich genau jener Tür zuwandte, einen Schlüssel hob, ihn in das Schloss einführte und herumdrehte.

»Hellherr Amaram«, sagte Schallan außer Atem, als sie den oberen Absatz erreicht hatte.

Er drehte sich zu ihr um und runzelte die Stirn. »Telesch? Warum gehst du heute Abend denn nicht aus?«

Jetzt kannte sie wenigstens ihren Namen. Hatte Amaram tatsächlich ein so großes Interesse an seinen Bediensteten, dass er sogar wusste, was eine einfache Dienerin in ihrer freien Zeit vorhatte?

»Ich war aus, Hellherr«, sagte Schallan, »aber ich bin schon wieder zurück.«

Er muss abgelenkt werden. Doch es darf nicht auffallen. Denk doch nach! Ob er bemerkte, dass die Stimme anders klang?

»Telesch«, sagte Amaram und schüttelte den Kopf. »Kannst du dich noch immer nicht zwischen den beiden entscheiden? Ich habe deinem guten Vater versprochen, mich um dich zu kümmern. Aber wie soll mir das möglich sein, wenn du nicht zur Ruhe kommst?«

»Das ist es nicht, Hellherr«, sagte Schallan rasch. »Hav hat an der Grenze einen Boten angehalten, der zu Euch wollte. Darum hat Hav mich zu Euch geschickt, damit ich es Euch sage.«

»Ein Bote?«, fragte Amaram und zog den Schlüssel wieder aus dem Schloss. »Von wem?«

»Das hat Hav nicht gesagt, Hellherr. Aber er scheint der Meinung zu sein, dass es wichtig ist.«

»Dieser Mann ...«, sagte Amaram mit einem Seufzen. »Er ist einfach zu fürsorglich. Glaubt er wirklich, er kann im Durcheinander dieses Lagers für gesicherte Grenzen sorgen?« Der Großherr dachte nach, dann stopfte er den Schlüssel wieder in seine Hosentasche. »Aber ich sollte mich trotzdem darum kümmern.«

Schallan verneigte sich vor ihm, als er an ihr vorbei zur Treppe ging und diese hinabstieg. Sobald er außer Sichtweite war, zählte sie bis zehn, dann trat sie vor die Tür. Sie war noch immer verschlossen.

»Muster!«, flüsterte Schallan. »Wo bist du?«

Er kam aus den Falten ihres Rocks hervor, bewegte sich über den Boden und dann an der Tür hoch, bis er sich unmittelbar vor ihr befand; er wirkte wie ein erhabenes Schnitzwerk im Holz.

»Das Schloss?«, fragte Schallan.

»Es ist ein Muster«, sagte er, verkleinerte sich und schlüpfte in das Schlüsselloch. In ihren eigenen Zimmern hatte sie ihm

mehrfach aufgetragen, die Türschlösser zu öffnen, und er hatte es genauso geschafft wie bei Jasnahs Truhe.

Das Schloss klickte; sie öffnete die Tür und huschte in das dunkle Zimmer hinein. Eine Kugel, die sie aus ihrem Kleid nahm, spendete ihr ein wenig Licht.

Der Geheimraum. Das war der Raum, dessen Fensterläden andauernd geschlossen waren. Der Raum, den die Geisterblüter unbedingt sehen wollten.

Er war voller Landkarten.



Kaladin fand heraus, dass es beim Springen von einer Oberfläche zur anderen nicht um eine möglichst sanfte Landung ging. Auch nicht um Reflexe und den richtigen Zeitpunkt. Es ging in der Hauptsache nicht einmal um den Wechsel der Perspektive.

Sondern um Angst.

Es ging um den Augenblick, in dem er in der Luft hing und sein Körper plötzlich nicht mehr nach unten, sondern *zur Seite* gezogen wurde. Seine Instinkte waren nicht in der Lage, mit diesem Wechsel umzugehen. Ein archaischer Teil von ihm geriet jedes Mal in Panik, wenn sich unter ihm nichts mehr befand.

Er rannte auf die Wand zu, sprang los, warf die Füße seitwärts. Er durfte nicht zögern, durfte keine Angst haben, er durfte nicht zurückschrecken. Es war, als müsste er sich beibringen, mit dem Kopf voran auf eine steinerne Oberfläche zu springen, ohne die Hände zum Schutz zu heben.

Er wechselte die Perspektive und benutzte Sturmlicht, damit die Wand für ihn zum Boden wurde. Er richtete die Füße aus. In diesem kurzen Moment rebellierten seine Instinkte. Der Körper *wusste*, dass er zurück zum Kluftboden fallen würde. Er würde sich die Knochen brechen und den Kopf anschlagen.

Er landete auf der Wand, ohne zu taumeln.

Kaladin richtete sich überrascht auf, stieß die Luft aus, und Sturmlicht trieb vor seinem Mund dahin.

»Nett!«, sagte Syl und umschwirrte ihn.

»Das ist doch unnatürlich«, sagte Kaladin.

»Nein. Ich könnte niemals an etwas Unnatürlichem teilnehmen. Es ist nur ... außernatürlich.«

»Du meinst übernatürlich.«

»Nein, das meine ich nicht.« Sie lachte und zischte vor ihm her.

Es *war* unnatürlich – genauso wie das Gehen für ein Kind, das es gerade erst lernte, unnatürlich war. Zu etwas Natürlichem wurde es erst mit der Zeit. Kaladin lernte zu kriechen – doch leider würde er schon sehr bald rennen müssen. Wie ein Kind, das in ein Weißdornnest geworfen wurde. Lern es schnell, oder du wirst zum Mittagessen.

Er lief die Wand entlang, übersprang einen Auswuchs von Schieferborken, stieß sich zur Seite ab und landete auf dem Kluftboden. Er schwankte kaum.

Schon besser. Dann lief er hinter Syl her und machte weiter.



Landkarten.

Schallan kroch vorwärts; ihre einzelne Kugel zeigte ihr einen Raum, dessen Wände mit Landkarten bedeckt waren und auf dessen Boden sich die Papiere türmten. Sie waren mit Glyphen bedeckt, die rasch niedergeschrieben worden waren und keinen Gesetzen der Schönheit gehorchten. Schallan konnte die meisten kaum entziffern.

Ich habe davon gehört, dachte sie. Die Steinwächterschrift. Eine Möglichkeit, die Beschränkungen der geschriebenen Sprache zu umgehen.

War Amaram etwa ein Steinwächter? Eine Zeitentafel an der Wand, auf der die Großstürme und Berechnungen ihres Eintreffens verzeichnet waren – in derselben Handschrift, die

auch die Papiere und Landkarten aufwiesen –, schien es zu beweisen. Vielleicht war es das, was die Geisterblüter suchten: Material für eine Erpressung. Die Steinwächter – männliche Gelehrte – waren den Menschen unheimlich. Ihre Benutzung der Glyphen, und zwar auf eine Weise, die grundsätzlich der Schrift gleichkam, und dann ihre Heimlichtuerei ... Amaram war einer der fähigsten Generäle in ganz Alethkar. Er wurde sogar von denen respektiert, gegen die er kämpfte. Es konnte seinem Ruf ernsthaft schaden, wenn er als Steinwächter enttarnt wurde.

Aber warum gab er sich überhaupt mit einem so seltsamen Zeitvertreib ab? All diese Karten erinnerten sie schwach an diejenigen, die sie im Arbeitszimmer ihres Vaters nach dessen Tod entdeckt hatte – doch es waren ausnahmslos Karten von Jah Keved gewesen. »Halt draußen Wacht, Muster«, sagte sie. »Sag mir rechtzeitig, wenn Amaram das Haus wieder betritt.«

»Hm«, summte er und zog sich zurück.

Schallan wusste, dass ihr nur wenig Zeit blieb. Sie eilte zur Wand, hielt ihre Kugel hoch und machte Erinnerungsbilder von den Karten. Zeigten sie die Zerbrochene Ebene? Eine der Karten war wesentlich genauer als alle anderen, die sie je gesehen hatte – einschließlich der Hauptkarte, die sie in der königlichen Kartengalerie studiert hatte.

Woher hatte Amaram etwas so Kostbares? Sie versuchte die Glyphen zu entziffern, aber sie folgten keiner ihr bekannten Grammatik. Glyphen waren nicht dazu da, auf diese Weise verwendet zu werden. Sie übermittelten eine einzelne Vorstellung und keine Gedankenkette. Schallan las einige hintereinander.

Ursprung ... Richtung ... Ungewissheit ... Der Ort des Mittelpunkts ist ungewiss? Vermutlich war dies die Bedeutung dieser Zeichen.

Andere Bemerkungen waren ähnlich, und Schallan übersetzte sie still. *Vielleicht wird es Ergebnisse zeitigen, in diese Richtung vorzustoßen. Krieger wurden gesehen, die von hier aus beobach-*

teten. Andere Glyphen ergaben überhaupt keinen Sinn. Diese Schrift wirkte bizarr. Vielleicht konnte Muster sie übersetzen, aber sie selbst war dazu auf keinen Fall in der Lage.

Neben den Karten hingen lange Papierstreifen an den Wänden, die mit Schriftzeichen, Abbildungen und Diagrammen bedeckt waren. Amaram musste an etwas arbeiten – an etwas Großem ...

Parschendi!, erkannte sie. Das ist es, was diese Glyphen bedeuten. *Parap-Schenesch-Idi*. Die drei Glyphen meinten ganz verschiedene Dinge, wenn man sie einzeln nahm, aber zusammen ergab ihr Klang das Wort »Parschendi«. Das war der Grund, warum einiges wie Kauderwelsch klang. Amaram verwendete die Glyphen phonetisch. Er unterstrich sie, wenn er das tat, und dies erlaubte ihm, mit Glyphen Dinge auszudrücken, die eigentlich nicht ausdrückbar sein sollten. Die Sturmwächter hatten die Glyphen tatsächlich zu einer voll ausgebildeten Schrift umgewandelt.

Die Parschendi, übersetzte sie, während die Art der Zeichen sie noch immer stark ablenkte, *müssen wissen, wie die Bringer der Leere zurückzuholen sind*.

Was?

... das Geheimnis von ihnen erfahren ...

... den Mittelpunkt vor den Alethi-Armeen erreichen ...

Bei einigen Passagen handelte es sich offenbar um Zitate. Obwohl sie in Glyphen übertragen worden waren, erkannte Schallan sie, denn es waren Auszüge aus Jasnahs Werk. Sie bezogen sich auf die Bringer der Leere. Andere waren angebliche Darstellungen der Bringer der Leere und weiterer mythologischer Kreaturen.

Das war der endgültige Beweis dafür, dass die Geisterblüter an den gleichen Dingen wie Jasnah interessiert waren. Und wie Amaram. Mit einem Herzen, das vor Aufregung wild klopfte, drehte sich Schallan um und betrachtete den Raum. Befand sich hier das Geheimnis von Urithiru? Hatte er es gefunden?

Schallan konnte nicht alles übersetzen, was sie sah. Die Schrift war zu kompliziert für sie, und ihr rasendes Herz machte sie allzu nervös. Außerdem würde Amaram bald zurückkehren. Sie prägte sich die Dokumente ein, sodass sie später Skizzen von alldem anfertigen konnte.

Während sie das tat, erschufen die kurzen Übersetzungen, die sie zwischenzeitlich für sich anfertigte, eine ganz neue Art von Schrecken in ihr. Es hatte den Anschein, als ob ... als ob Großherr Amaram, der Inbegriff der Alethi-Ehre, die Bringer der Leere entschlossen zurückzuholen versuchte!

Ich muss weitermachen, dachte Schallan. Ich kann mir nicht leisten, dass mich die Geisterblüter davonjagen, weil ich versagt habe. Ich muss herausfinden, was sie wissen. Und ich muss unbedingt wissen, warum Amaram das tut, was er tut.

Heute Nacht konnte sie nicht einfach weglaufen. Amaram durfte auf keinen Fall argwöhnen, dass jemand in sein Geheimmerzimmer eingedrungen war. Sie durfte diese Sache nicht vermasseln.

Schallan musste bessere Lügen gestalten.

Sie zog ein Blatt Papier aus ihrer Tasche, warf es auf den Schreibtisch und machte sich daran, wie eine Rasende zu zeichnen.



Kaladin sprang vorsichtig von der Wand herunter, drehte sich zur Seite, landete auf dem Boden, ohne dabei ins Taumeln zu geraten, und lief dann sofort weiter.

Mit jedem Sprung bezwang er die tief verwurzelte Panik besser. Hinauf, zurück an die Wand. Und wieder hinunter. Wieder und wieder. Und immer sog er das Sturmlicht ein.

Ja, das war natürlich. Das war *er*.

Er lief über den Kluftboden und verspürte eine Woge der Erregung. Schatten winkten ihn weiter, als er zwischen Haufen aus Knochen und Moos dahinrannte. Er sprang über eine große

Pfütze, unterschätzte aber ihre Ausdehnung. Gerade noch drohte er ins Wasser zu stapfen, doch dann schaute er reflexartig hoch und peitschte sich in die Richtung des Himmels.

Einen Augenblick lang fiel Kaladin nicht mehr nach unten, sondern nach oben. Sein Schwung trieb ihn voran, er setzte vollständig über die Pfütze und peitschte sich dann wieder nach unten. Schließlich landete er in einem Trab und schwitzte.

Ich könnte mich nach oben peitschen, überlegte er, und auf ewig in den Himmel fallen.

Nein, so dachte nur ein gewöhnlicher Mensch. Ein Himmelsaal fürchtete sich doch nicht vor dem Sturz, oder? Und ein Fisch empfand keine Angst vor dem Ertrinken.

Solange er nicht auf diese neue Weise dachte, würde er die Gabe, die er erhalten hatte, niemals richtig beherrschen. Ja, es war durchaus eine Gabe, ein Geschenk. Und er würde es annehmen.

Der Himmel gehörte nun ihm.

Kaladin schrie vor Freude und schoss vorwärts. Er sprang und peitschte sich gegen die Wand. Keine Pause, kein Zögern, keine Angst. Er traf in vollem Lauf auf, und Syl lachte vor Vergnügen.

Es war so einfach. Kaladin sprang wieder von der Wand herunter und blickte unmittelbar vor sich auf die gegenüberliegende Felswand. Er peitschte sich in ihre Richtung und warf seinen Körper herum. Dann landete er und ging auf der Ebene in die Knie. Das war vorhin noch die Decke für ihn gewesen.

»Du hast es geschafft!«, sagte Syl und umflatterte ihn. »Was hat sich verändert?«

»Ich.«

»Ja, aber was an dir?«, fragte Syl.

»Alles.«

Sie runzelte die Stirn. Er grinste sie an und rannte an der Kluftwand entlang.



Schallan ging über die Hintertreppe des Herrenhauses zurück in die Küche und trat dabei fester auf, als es für sie üblich war – denn sie wollte schwerer wirken, als sie in Wirklichkeit war. Die Köchin schaute von ihrem Roman auf, ließ ihn fallen, riss vor Panik die Augen weit auf und wollte aufstehen. »Hellherr!«

»Bleib sitzen.« Schallan formte diese Worte nur mit dem Mund und kratzte sich dabei im Gesicht, um ihre Lippen zu verdecken. Es war Muster gewesen, der gesprochen hatte, was sie ihm aufgetragen hatte – es war eine vollkommene Nachahmung von Amarams Stimme.

Die Köchin blieb sitzen, wie es ihr befohlen worden war. Aus dieser Position würde sie hoffentlich nicht bemerken, dass Amaram kleiner war, als er sein sollte. Selbst wenn Schallan auf Zehenspitzen ging – was durch die Illusion verborgen wurde –, war sie immer noch viel kleiner als der Großherr.

»Du hast vorhin mit der Magd Telesch gesprochen«, sagte Muster, während Schallans Lippen die Worte bildeten.

»Ja, Hellherr«, sagte die Köchin so leise wie Muster. »Ich habe sie zu Stine geschickt, damit sie ihm heute Abend hilft. Ich war der Meinung, das Mädchen bräuchte ein wenig Führung.«

»Nein«, sagte Muster. »Ihre Rückkehr geschah auf meinen Befehl hin. Ich habe sie wieder weggeschickt und ihr aufgetragen, mit niemandem über das zu sprechen, was heute Abend geschehen ist.«

Die Köchin runzelte die Stirn. »Was ... heute Abend geschehen ist?«

»Auch du darfst nicht darüber reden. Du hast dich in etwas eingemischt, das dich nichts angeht. Tu einfach so, als hättest du Telesch gar nicht gesehen. Und sprich mich in Zukunft niemals darauf an. Solltest du es doch tun, muss ich vorgeben, dass all dies nicht passiert ist. Hast du verstanden?«

Die Köchin wurde bleich, nickte und sank auf ihrem Stuhl zusammen.

Schallan nickte ihr knapp zu, verließ die Küche und trat in die Nacht hinaus. Dann presste sie sich mit klopfendem Herzen gegen die Seite des Gebäudes. Trotzdem legte sich ein Grinsen auf ihr Gesicht.

Als niemand sie mehr sah, stieß sie das Sturmlicht in einer Wolke aus und machte einen Schritt nach vorn. Sie durchbrach das Bild von Amaram, das sich sofort auflöste und durch das des Botenjungen ersetzt wurde, den sie zuvor bereits imitiert hatte. Sie huschte zur Front des Hauses zurück, setzte sich auf die Stufen und stützte den Kopf auf die Hand.

Amaram und Hav kamen durch die Dunkelheit herbei und unterhielten sich leise miteinander. »... ich habe nicht bemerkt, dass das Mädchen gesehen hat, wie ich mit dem Boten gesprochen habe, Großherr«, sagte Hav gerade. »Sie muss erkannt haben, dass ...« Er verstummte, als die beiden Schallan sahen.

Sie sprang sogleich auf die Beine und verneigte sich vor Amaram.

»Das ist jetzt nicht mehr von Belang, Hav«, sagte Amaram und schickte den Soldaten wieder auf seinen Posten.

»Großherr«, sagte Schallan, »ich bringe Euch eine Nachricht.«

»Offensichtlich, Dunkelgeborener«, sagte der Mann und trat auf sie zu. »Was will er?«

»Er?«, fragte Schallan. »Die Botschaft stammt von Schallan Davar.«

Amaram hielt den Kopf schräg. »Von wem?«

»Von der Frau, die mit Adolin Kholin verlobt werden soll«, sagte sie. »Sie versucht, alle Splitterklingen Alethkars in Bildern festzuhalten. Sie würde gern mit Euch vereinbaren, wann sie zu Euch kommen und Eure Waffe zeichnen kann, sofern Ihr einverstanden seid.«

»Oh«, sagte Amaram und schien sich zu entspannen. »Nun ja, das ließe sich einrichten. An den meisten Nachmittagen habe ich Zeit. Sie soll jemanden zu meinem Verwalter schicken, mit dem ein Treffen abgesprochen werden kann.«

»Ja, Großherr. Ich werde dafür sorgen.« Schallan wandte sich um und wollte schon gehen.

»Du bist so spät noch hergekommen, um diese einfache Frage zu stellen?«, fragte Amaram.

Schallan zuckte die Achseln. »Ich stelle die Befehle von Hell-
augen nicht infrage, Großherr. Aber meine Herrin ist manch-
mal etwas ... unaufmerksam. Ich vermute, sie wollte, dass ich
die Nachricht überbringe, solange sie ihre Bitte noch nicht wie-
der vergessen hat. Und sie ist wirklich sehr interessiert an den
Splitterklingen.«

»Wer wäre das nicht?«, meinte Amaram und fügte leise hin-
zu: »Schließlich sind sie auch wundersame Gegenstände, nicht
wahr?«

Sprach er jetzt mit ihr oder eher mit sich selbst? Schallan
zögerte. Ein Schwert bildete sich in seiner Hand; Nebel gerann,
Wasser perlte von der Oberfläche. Amaram hielt die Klinge hoch
und betrachtete darin sein eigenes Spiegelbild.

»Welche Schönheit«, sagte er. »Welche Kunstfertigkeit. Warum
müssen wir unsere großartigsten Schöpfungen zum Töten ein-
setzen? Ach, da plappere ich herum und stehle nur deine Zeit.
Dafür möchte ich mich entschuldigen. Die Klinge ist noch neu
für mich. Ich finde immer wieder einen Vorwand, sie herbei-
zurufen.«

Schallan hörte ihm kaum mehr zu. Sie starrte die Klinge an,
deren oberer Rand wie Wogen gewellt war. Oder vielleicht wie
Feuerzungen. Überall auf der Oberfläche befanden sich Gra-
vuren. Gewunden, geschwungen.

Sie kannte diese Klinge.

Sie hatte ihrem Bruder Helaran gehört.



Kaladin rannte durch die Kluft, der Wind begleitete ihn und
blies ihm in den Rücken. Syl schwebte als Lichtband vor ihm her.

Er kam an einen Felsbrocken, der ihm im Weg lag, und peitschte sich in die Luft. Er stieg etwa dreißig Fuß auf, bevor er sich wieder nach unten und gleichzeitig zur Seite peitschte. Sein Aufstieg verlangsamte sich, und die seitliche Bewegung brachte ihn zur Kluftwand.

Er stellte das nach unten gerichtete Peitschen ein, traf mit der Hand gegen die Wand, drehte sich und sprang auf die Beine. Nun lief er die Kluftwand entlang. Als er das Ende des Plateaus erreicht hatte, sprang er zum nächsten und peitschte sich dort ebenfalls gegen die Wand.

Schneller! Er hatte fast das ganze Sturmlicht aufgenommen, das er besaß; es stammte aus den Beuteln, die er zuvor auf den Boden geworfen hatte. So viel davon steckte in ihm, dass er wie ein Freudenfeuer leuchtete. Es ermutigte ihn, als er sprang und sich ostwärts nach vorn peitschte. Er *fiel* durch die Kluft. Der Boden flog unter ihm dahin; die Pflanzen an den Seiten verschwammen.

Er musste sich daran erinnern, dass er fiel. Es war kein Fliegen, und mit jeder Sekunde wurde er schneller. Doch das änderte nichts an dem Gefühl der unendlichen Freiheit. Es bedeutete bloß, dass es gefährlich war.

Der Wind wurde stärker, und im letzten Augenblick peitschte sich Kaladin nach hinten, verlangsamte seinen Fall und schlug gegen die Kluftwand vor ihm.

Dies war nun der Boden für ihn, und er rannte ihn entlang. Er verbrannte das Sturmlicht mit beängstigender Schnelligkeit, aber er musste nicht damit haushalten. Er wurde wie ein helläugiger Offizier aus dem sechsten Dahn bezahlt, und in seinen Kugeln steckten keine winzigen Edelsteine, sondern Brome. Ein Monatsgehalt war nun mehr, als er früher in seinem ganzen Leben erhalten hatte, und das Sturmlicht, das er damit erhielt, entsprach einem gewaltigen Vermögen.

Er schrie vor Freude, als er über ein Büschel Rüschenblüten sprang, die sich unter ihm zurückzogen. Er peitschte sich an

die andere Kluftwand, überquerte die Schlucht, landete auf den Händen. Er warf sich nach oben und unterstützte die Bewegung lediglich mit einem geringen Peitschen.

Nun war er in der Lage, sich in der Luft umzudrehen und auf den Füßen zu landen. Er stand auf der Wand, blickte in die Luft hinunter, stemmte die Hände in die Hüften, während Licht aus seinem Körper strömte.

Syl zögerte und flog um ihn herum. »Was ist?«, fragte sie.

»Mehr«, sagte er nur und peitschte sich nach vorn, den Korridor entlang.

Furchtlos fiel er. Das hier war sein Ozean, in dem er schwimmen konnte; dies hier waren seine Winde, in denen er aufsteigen konnte. Er stürzte mit dem Gesicht voran dem nächsten Plateau entgegen. Kurz bevor er auftraf, peitschte er sich zur Seite und nach hinten.

Sein Magen tat einen Sprung. Er fühlte sich, als hätte ihm jemand ein Seil umgebunden, ihn von einer Klippe gestoßen und dann an dem Seil gezogen, kurz bevor Kaladin aufschlug. Doch das Sturmlicht in ihm ließ das unangenehme Gefühl zur Nebensache werden. Er bog zur Seite ein, in eine andere Kluft.

Das Peitschen schickte ihn nach Osten durch den nächsten Felsspalt, und nun umrundete er die Plateaus, blieb in den Klüften wie ein Aal, der durch die Wellen schwamm und um die Steine herumglitt. Weiter, schneller, immer noch im freien Fall ...

Mit Verwunderung und unter den Kräften, die auf ihn einwirkten, biss er die Zähne zusammen, warf jede Vorsicht von sich und peitschte sich nach oben. Einmal, zweimal, dreimal. Er ließ alles hinter sich und schoss inmitten des Lichts, das aus ihm herausströmte, in die freie Luft über ihm.

Dann peitschte er sich zurück nach Osten, sodass er wieder in diese Richtung fiel, aber nun standen ihm keine Kluftwände mehr im Weg. Er flog auf den fernen, in der Dunkelheit verborgenen Horizont zu. Dabei wurde er schneller, sein Mantel

flatterte, sein Haar ebenfalls. Die Luft schlug ihm ins Gesicht, und er kniff die Augen zusammen, aber er schloss sie nicht.

Unter ihm folgte eine düstere Kluft der nächsten. Plateau. Schlucht. Plateau. Schlucht. Dieses Gefühl ... das Fliegen übers Land ... er hatte es schon einmal verspürt, in seinen Träumen. Wofür die Brückenmänner viele Stunden benötigten, diesen Weg legte er nun in Minuten zurück. Er fühlte sich, als schiebe ihn etwas von hinten an und als trage ihn der Wind selbst. Syl flog rechts neben ihm her.

Und links von ihm? Nein, das waren andere Windsprengsel. Er hatte Dutzende von ihnen angezogen, die ihn als Lichtbänder umschwirrten. Syl erkannte er sofort. Er wusste nicht, warum das so war, denn sie sah nicht anders aus als die übrigen. Es war wie bei einem Familienmitglied, das man noch in der größten Menschenmenge sofort am Gang unterscheiden kann.

Syl und ihre Verwandten drehten sich in einer Lichtspirale um ihn herum, wirkten frei und locker, zeigten aber eine Spur von Koordination.

Wie lange war es her, seit er sich zum letzten Mal so gut, so siegreich, so *lebendig* gefühlt hatte? Nicht mehr seit Tiens Tod. Sogar nach der Rettung von Brücke Vier hatte ihn die Dunkelheit überschattet.

Doch nun löste sie sich auf. Er sah eine Felsnadel vor sich auf einem der Plateaus und trieb sich mit einem vorsichtigen Peitschen darauf zu. Weiteres Peitschen nach hinten verlangsamte seinen Fall dann so sehr, dass er sich an der Felsnadel festhalten konnte, als er auf sie traf. Seine Finger schlossen sich um den glatten Kremstein.

Hundert Windsprengsel brandeten wie eine einzige Welle heran und umgaben Kaladin mit einem Fächer aus Licht.

Er grinste. Dann blickte er nach oben – in den Himmel.



Großherr Amaram starrte weiterhin die Splitterklinge an. Er hielt sie vor sich; das Licht, das aus dem Herrenhaus fiel, spiegelte sich darin.

Schallan erinnerte sich an das stumme Entsetzen ihres Vaters, als er diese Waffe betrachtet hatte, die auf ihn gerichtet gewesen war. Konnte das ein Zufall sein? Zwei Waffen, die genau gleich aussahen? Vielleicht trog ihre Erinnerung.

Nein. Nein, sie würde den Anblick dieser Klinge *niemals* vergessen. Es war diejenige, die Helaran in den Händen gehalten hatte. Keine Klinge glich einer anderen.

»Hellherr«, sagte Schallan und lenkte Amarams Aufmerksamkeit wieder auf sich. Er schien verwirrt, als hätte er ihre Gegenwart vergessen.

»Ja?«

»Hellheit Schallan«, sagte sie, »will sich davon überzeugen, dass die Berichte und Aufzeichnungen korrekt sind und die Geschichte jeder einzelnen Klinge und Rüstung in der Alethi-Armee nachvollzogen werden kann. Eure Klinge ist bisher aber noch nicht verzeichnet. Sie möchte Euch fragen, ob Ihr etwas dagegen habt, die Herkunft der Waffe im Namen der Wissenschaft zu offenbaren.«

»Ich habe das schon Dalinar erklärt«, sagte Amaram. »Ich kenne die Geschichte meiner Splitter nicht. Beide haben sich im Besitz eines Attentäters befunden, der versucht hatte, mich zu töten. Es war ein Mann, noch nicht sehr alt – ein Veden, denn er hatte rote Haare. Wir kennen seinen Namen nicht, und sein Gesicht wurde bei meinem Gegenangriff bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet. Ich musste ihn durch sein Visier hindurch erstechen.«

Junger Mann. Rote Haare.

Sie stand vor dem Mörder ihres Bruders.

»Ich ...«, stammelte Schallan und fühlte sich plötzlich krank.
»Danke. Ich werde dies weitergeben.«

Sie drehte sich um und bemühte sich, auf dem Weg nicht zu stolpern. Endlich wusste sie, was aus Helaran geworden war.

Du bist an alldem beteiligt gewesen, nicht wahr, Helaran?, dachte sie. Genau wie Vater. *Aber wie und warum?*

Es schien, als bemühte sich Amaram, die Bringer der Leere zurückzuholen. Und Helaran hatte versucht, ihn zu töten.

Doch warum wollte jemand die Bringer der Leere rufen? Vielleicht irrte sie sich. Sie musste sich zu ihren Gemächern begeben, die Karten aus der Erinnerung zeichnen und versuchen, alldem einen Sinn zu geben.

Glücklicherweise machten ihr die Wachen keine Schwierigkeiten mehr, als sie aus Amarams Lager lief und in die Anonymität der Dunkelheit eintauchte. Das war gut so, denn wenn sie genau genug hingesehen hätten, wäre ihnen nicht entgangen, dass der Botenjunge Tränen in den Augen hatte. Sie weinte um einen Bruder, von dem sie jetzt erst mit Sicherheit wusste, dass er nicht mehr lebte.



Nach oben.

Ein Peitschen, dann noch eins, und danach ein drittes. Kaladin schoss hoch in den Himmel. Hier gab es nichts als Freiheit – ein Meer der Unendlichkeit, ganz zu seinem Vergnügen.

Die Luft wurde kalt. Er stieg noch immer auf und erreichte die Wolken. Nun aber befürchtete er, das Sturmlicht könnte ihm ausgehen, bevor er auf den Boden zurückgekehrt war. Er hatte nur noch eine einzige aufgeladene Kugel übrig, und so peitschte sich Kaladin widerwillig nach unten.

Er stürzte nicht sofort ab; sein Schwung nach oben verlangsamte sich lediglich. Er wurde immer noch in den Himmel gepeitscht, denn diese Bewegung hatte er bisher nicht eingestellt.

Neugierig bremste er sich und beendete jedes Peitschen außer dem nach unten. Schließlich blieb er mitten in der Luft hängen. Der zweite Mond war aufgegangen und badete die Ebene tief unter ihm in weißes Licht. Von hier aus wirkte sie

wie ein zerbrochener Teller. *Nein ...*, dachte er und kniff die Augen zusammen. *Es ist ein Muster*. Er hatte es früher schon einmal gesehen. Im Traum.

Der Wind blies gegen ihn, und er trieb herum wie ein Drache. Die Windsprengsel, die er angelockt hatte, huschten davon, weil er nun nicht mehr auf dem Wind ritt. Seltsam. Er hatte nicht gewusst, dass man Windsprengsel genauso anziehen konnte wie Gefühlssprengsel.

Dazu musste man bloß in den Himmel fallen.

Syl blieb jedoch und drehte sich um ihn herum, bis sie sich schließlich auf seiner Schulter niederließ. Dort saß sie nun und schaute nach unten.

»Nicht viele Menschen können diese Aussicht genießen«, bemerkte sie. Von hier oben schienen die Kriegslager – Kreise aus Feuer zu seiner Rechten – unbedeutend zu sein. Es war so kalt, dass es sich unangenehm anfühlte. Fels behauptete, die Luft sei in der Höhe dünner, aber Kaladin bemerkte keinen Unterschied.

»Ich habe lange versucht, dich dazu anzustacheln«, sagte Syl.

»Es ist wie in dem Augenblick, als ich zum ersten Mal einen Speer in die Hand genommen habe«, flüsterte Kaladin. »Ich war noch ein Kind. Bist du damals schon bei mir gewesen? Vor so langer Zeit?«

»Nein«, sagte Syl, »und ja.«

»Beides ist nicht gleichzeitig möglich.«

»Doch. Ich wusste, dass ich dich finden musste. Und die Winde kannten dich doch. Sie haben mich zu dir geführt.«

»Also habe ich alles, was ich je getan habe, dir zuzuschreiben«, sagte Kaladin. »Mein Geschick mit dem Speer. Die Art, wie ich kämpfe. Das bin gar nicht ich. Das bist du.«

»Das sind *wir*.«

»Das ist Betrug. Das ist unehrenhaft.«

»Unsinn«, sagte Syl. »Du übst jeden Tag dafür.«

»Aber ich habe einen Vorteil.«

»Den Vorteil des Talents«, sagte Syl. »Ist es Betrug, wenn die Meistermusikerin zum ersten Mal ein Instrument in die Hand nimmt und Musik in ihm findet, die niemand anders herausholen kann? Ist es eine unehrenhaft erworbene Kunst, nur weil sie begabter ist als die anderen? Oder ist es Genie?«

Kaladin peitschte sich in westliche Richtung, zurück zu den Kriegslagern. Ohne Sturmlicht wollte er nicht mitten auf der Zerbrochenen Ebene stranden. Der Aufruhr in seinem Inneren hatte sich inzwischen beruhigt. Er fiel eine Weile – so lange, wie er sich traute, ohne abzubremsen – und entfernte dann einen Teil des Aufwärtspeitschens. Nun stieg er allmählich ab.

»Ich nehme es an – was immer es ist, das mir diese Fähigkeit schenkt«, sagte Kaladin. »Ich werde sie einsetzen. Ich brauche sie, um *ihn* zu besiegen.«

Syl nickte; sie saß noch immer auf seiner Schulter.

»Du glaubst nicht, dass er ein Sprengsel hat«, sagte Kaladin. »Aber warum besitzt er dann diese Fähigkeiten?«

»Die Waffe«, sagte Syl zuversichtlicher als zuvor. »Sie ist etwas Besonderes. Sie wurde erschaffen, um den Menschen ähnliche Fähigkeiten zu geben, wie sie unser Band mit ihnen verleiht.«

Kaladin nickte; ein leichter Wind fuhr unter seine Jacke, während er durch die Nacht fiel. »Syl ...« Wie sollte er es ausdrücken? »Ich kann nicht ohne Splitterklinge gegen ihn kämpfen.«

Sie blickte in eine andere Richtung, schlang die Arme um sich und hielt sich selbst fest. Es waren so menschliche Gesten.

»Ich bin der Ausbildung an den Splitterklingen, wie Zahel sie uns angeboten hat, aus dem Weg gegangen«, fuhr Kaladin fort. »Das ist schwer zu rechtfertigen. Ich muss unbedingt lernen, wie diese Waffen zu gebrauchen sind.«

»Sie sind böse«, sagte Syl mit ihrer leisen Stimme.

»Weil sie Symbole des gebrochenen Eids der Ritter sind«, sagte Kaladin. »Aber woher stammen sie? Wie wurden sie geschmiedet?«

Darauf gab Syl keine Antwort.

»Kann auch heute noch eine solche Klinge neu geschmiedet werden? Eine, die nicht den Makel der gebrochenen Versprechen trägt?«

»Ja.«

»Aber wie?«

Sie erwiderte nichts. Schweigend glitten sie nach unten, bis sie sanft auf einem dunklen Plateau landeten. Kaladin richtete sich auf, ging zum Rand, ließ sich bis zum Kluftboden hinuntertreiben. Er wollte nicht über die Brücken zurückgehen. Die Späher würden es seltsam finden, wenn er heimkehrte, ohne vorher weggegangen zu sein.

Bei allen Stürmen! Sie hatten ihn doch bestimmt durch die Luft fliegen sehen, oder? Was würden sie denken? Waren einige von ihnen so nahe gewesen, dass sie ihn bei der Landung beobachtet hatten?

Nun, daran war jetzt nichts mehr zu ändern. Er erreichte den Boden der Kluft und machte sich auf den Weg zu den Kriegslagern. Sein Sturmlicht erstarb langsam und ließ ihn in völliger Finsternis zurück. Er fühlte sich ausgelaugt, müde und schlaff.

Er fischte die letzte aufgeladene Kugel aus seiner Hosentasche und benutzte ihr Licht, um den Weg zu finden.

»Da gibt es eine Frage, der du ausweichst«, sagte Syl, die wieder auf seiner Schulter landete. »Es ist schon zwei Tage her. Wann wirst du Dalinar von den Männern berichten, die du zusammen mit Moasch getroffen hast?«

»Er hat mir nicht zugehört, als ich ihm von Amaram erzählt habe.«

»Das ist doch ganz offensichtlich etwas anderes«, sagte Syl.

Das war es wirklich. Sie hatte recht. Warum also hatte er es Dalinar nicht gesagt?

»Diese Männer machten nicht den Eindruck, als würden sie lange warten«, meinte Syl.

»Ich werde etwas gegen sie unternehmen«, sagte Kaladin.
»Ich möchte nur noch ein wenig darüber nachdenken. Moasch soll nicht in den Sturm geraten, wenn wir sie zu Fall bringen.«

Sie schwieg, während er den Rest des Weges zurücklegte, seinen Speer wieder an sich nahm und die Leiter zum Plateau hochkletterte. Der Himmel war inzwischen bewölkt, aber das Wetter hatte sich in der letzten Zeit gebessert; es war Frühling geworden.

Genieße es, solange du es noch kannst, dachte er. *Die Weinung wird bald einsetzen*. Dann würde es wochenlang ununterbrochen regnen. Und kein Tien war da, um ihn aufzumuntern. Das war seinem Bruder damals immer wieder gelungen.

Amaram hatte ihn Kaladin weggenommen. Er senkte den Kopf und ging los. Am Rande des Kriegslagers wandte er sich nach rechts und schritt nordwärts.

»Kaladin?«, fragte Syl und huschte neben ihm durch die Luft.
»Warum schlägst du diese Richtung ein?«

Er schaute auf. Das war der Weg zu Sadeas' Lager. Dalinars Lager lag in der entgegengesetzten Richtung.

Kaladin ging weiter.

»Kaladin? Was tust du?«

Schließlich blieb er stehen. Amaram befand sich irgendwo dort vor ihm in Sadeas' Lager. Es war schon spät; Nomon kroch auf seinen Zenit zu.

»Ich könnte ihm ein Ende bereiten«, sagte Kaladin. »Ich könnte in einem Blitz aus Sturmlicht durch sein Fenster eindringen, ihn töten und wieder weg sein, bevor noch jemand in der Lage ist, etwas zu unternehmen. Es wäre so einfach. Alle würden den Attentäter in Weiß dafür verantwortlich machen.«

»Kaladin ...«

»Das wäre Gerechtigkeit, Syl«, sagte er und drehte sich zu ihr um. Er war wütend geworden. »Du sagst mir, es sei meine Aufgabe, andere zu beschützen. Wenn ich ihn töte, mache ich

genau das! Ich schütze Menschen und bewahre sie davor, von ihm vernichtet zu werden. So wie er mich vernichtet hat.«

»Du gefällst mir nicht, wenn du über ihn nachdenkst«, sagte sie und schien plötzlich sehr klein zu sein. »Dann bist du nicht mehr du selbst. Bitte hör auf, an ihn zu denken.«

»Er hat Tien getötet«, sagte Kaladin. »Dafür *werde* ich ihn umbringen.«

»Aber ausgerechnet heute Nacht?«, fragte Syl. »Nach dem, was du gerade entdeckt hast – und nach dem, was du getan hast?«

Er holte tief Luft und erinnerte sich an die Erregung, die er in den Klüften verspürt hatte, und an die Freiheit des Fliegens. Zum ersten Mal seit langer Zeit hatte er ein wahres Vergnügen empfunden.

Wollte er diese Erinnerung durch Amaram beschmutzen? Nein – er wollte sie nicht einmal mit dem Ableben dieses Mannes verbinden, das Kaladin sicherlich zu einem wundervollen Tag verhelfen würde.

»In Ordnung«, sagte er und wandte sich wieder Dalinars Lager zu. »Nicht heute Nacht.«

Der abendliche Eintopf war fertig, als Kaladin in der Kaserne eintraf. Er ging am erloschenen Feuer vorbei, in dem die Kohlen noch glühten, und begab sich zu seinem Zimmer. Syl stieg in die Luft. Sie würde die Nacht hindurch auf dem Wind reiten und mit ihren Gefährten spielen. Soweit er wusste, brauchte sie keinen Schlaf.

Er trat in sein eigenes Zimmer und fühlte sich müde und ausgelaugt, aber auf eine angenehme Weise. Es ...

Jemand regte sich im Raum.

Kaladin wirbelte herum, hielt seinen Speer vor sich ausgestreckt und saugte das letzte Licht der Kugel ein, die er für den Rückweg benutzt hatte. Das Licht, das nun aus ihm strahlte, enthüllte ein rotes und schwarzes Gesicht. Schen wirkte verwirrend unheimlich in den Schatten, die sich da um ihn herum

zusammenballten; er sah aus wie eines jener bösen Sprengsel aus den alten Geschichten.

»Schen«, sagte Kaladin und senkte den Speer. »Was im ...«

»Herr«, sagte Schen, »ich muss gehen.«

Kaladin runzelte die Stirn.

»Es tut mir leid«, fügte Schen langsam und leise hinzu. »Ich kann dir den Grund dafür nicht nennen.« Er schien auf etwas zu warten und hatte die Hände um seinen Speer gekrallt. Um den Speer, den Kaladin ihm gegeben hatte.

»Du bist ein freier Mann, Schen«, sagte Kaladin. »Ich werde dich nicht gegen deinen Willen hier behalten, wenn du den Eindruck hast, dass du gehen musst, aber ich weiß nicht, ob es wirklich einen anderen Ort gibt, zu dem du gehen kannst, ohne deine Freiheit einzubüßen.«

Schen nickte, dann schritt er an Kaladin vorbei.

»Du brichst schon heute Nacht auf?«

»Sofort.«

»Die Wächter am Rande der Ebene könnten versuchen, dich aufzuhalten.«

Schen schüttelte den Kopf. »Parscher fliehen nicht aus der Gefangenschaft. Die Wächter werden nur einen Sklaven sehen, der irgendeine Arbeit ausführt, die ihm aufgetragen wurde. Ich werde deinen Speer beim Feuer ablegen.« Er begab sich zur Tür, zögerte kurz, als er neben Kaladin trat, und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Du bist ein guter Mann, Hauptmann. Ich habe viel von dir gelernt. Mein Name ist übrigens nicht Schen. Er lautet Rlain.«

»Mögen die Winde dich gut behandeln, Rlain.«

»Die Winde sind nicht das, was ich fürchte«, sagte Rlain. Er klopfte Kaladin auf die Schulter, holte tief Luft, als liege eine schwierige Aufgabe vor ihm, und verließ das Zimmer.

Er wusste, wie sehr sich sein Vater ein solches Ende gewünscht hatte, und die Anmaßung der Parschendi machte ihn wütend. Und enttäuschte ihn.

Er bezwang seine Gefühle. Er durfte sich jetzt nicht von ihnen verzehren lassen. Sanft und vorsichtig bewegte er sich durch die Kampfhaltung und behielt eine ruhige Gelassenheit bei.

Anscheinend hatte Elit erwartet, dass Adolin dieselbe Kühnheit wie in seinem ersten Kampf um die Splitter zeigen würde. Doch Adolin hatte etwas anderes vor.

Heute kämpfte er mit Präzision – er nahm die korrekten Haltungen ein und tat nichts Außergewöhnliches. Die Verharmlosung seiner Fähigkeiten im vergangenen Duell hatte nicht dazu geführt, dass einer der mächtigen Splitterträger in ein Duell eingewilligt hatte. Adolin war es kaum gelungen, Elit zu überreden.

Nun war es Zeit für eine neue Taktik.

Adolin kam an dem Abschnitt der Tribünen vorbei, von dem aus Sadeas, Aladar und Ruthar zusahen. Es war das Herz der Koalition gegen seinen Vater. Inzwischen hatte jeder von ihnen unerlaubte Plateauläufe durchgeführt und Edelsteinherzen gestohlen, bevor diejenigen, denen sie eigentlich zugestanden hätten, eingetroffen waren. Jedes Mal hatten sie klaglos die Strafzahlungen geleistet, die Dalinar für einen solchen Ungehorsam festgesetzt hatte. Mehr vermochte Dalinar nicht zu tun, ohne einen offenen Krieg zu riskieren.

Aber Adolin hatte noch andere Möglichkeiten zu ihrer Bestrafung.

Elit stolperte zurück und war höchst wachsam, als Adolin auf ihn zustürmte. Der Mann machte einen Ausfall, doch Adolin schlug seine Klinge beiseite und hieb auf Elits Unterarm ein. Auch hier trat nun Sturmlicht aus.

Die Menge murmelte, und überall in der Arena unterhielt man sich aufgeregt. Elit führte einen zweiten Angriff, aber Adolin parierte erneut, ging jedoch nicht zum Gegenangriff über.

Die ideale Haltung. Jeder Schritt saß. Die Erregung nahm in ihm zu, aber er bezwang sie. Er war abgestoßen von den Großprinzen und ihren Streitereien, doch heute würde er es ihnen nicht zeigen. Stattdessen offenbarte er ihnen *Vollkommenheit*.

»Er versucht, dich zu ermüden, Elit!«, rief Ruthar von der Tribüne aus. In seinen jüngeren Jahren war er selbst ein guter Duellant gewesen – aber nicht halb so gut wie Dalinar oder Aladar. »Lass es nicht zu!«

Adolin grinste hinter seinem Helm, als Elit nickte, in Rauchhaltung vorstürmte und mit seiner Klinge zustach. Es war ein Spiel. Die meisten Kämpfe gegen einen Splitterpanzerträger wurden dadurch gewonnen, dass Teile seiner Rüstung brachen, aber manchmal gelang es auch, die eigene Klinge in ein Gelenk zu stecken und darunter einen Treffer zu landen.

Es war eine Möglichkeit, den Gegner zu verwunden, statt ihn bloß zu besiegen.

Ruhig trat Adolin zurück und nutzte die korrekten Bewegungen der Windhaltung zum Parieren des Stoßes. Elits Waffe zuckte klappernd zur Seite, und die Menge murmelte lauter. Zuerst hatte ihnen Adolin ein brutales Schauspiel geliefert, das sie verärgert hatte. Danach hatte er ihnen einen Nahkampf voller Erregung geschenkt.

Diesmal aber tat er etwas völlig anderes. Er verweigerte sich den aufregenden Zusammenstößen, die so oft bei Duellen zu beobachten waren.

Er trat zur Seite, schwang seine Waffe und traf Elits Helm. Aus einem kleinen Riss trat Sturmlicht aus. Aber es war nicht so viel, wie es eigentlich sein sollte.

Ausgezeichnet.

Elit knurrte deutlich hörbar unter seinem Helm, dann versetzte er Adolin einen weiteren Stoß. Gegen das Visier.

Versuchst du, mich umzubringen?, dachte Adolin, nahm die eine Hand von seiner Klinge, hob sie Elits anstürmender Klinge entgegen und packte sie mit dem Daumen und Zeigefinger.

Elits Klinge schabte an Adolins Hand entlang, als er sie hob und nach rechts ausstreckte. Es war eine Bewegung, die ohne Spliterrüstung undurchführbar war, da einem unweigerlich die Hand durchtrennt werden würde, wenn man es bei einer gewöhnlichen Klinge versuchte, und bei einer Splitterklinge war es natürlich noch viel schlimmer.

Doch mithilfe des Splitterpanzers konnte er den Stoß nach oben ablenken, und mit der anderen Hand rammte er seine eigene Klinge gegen Elits Flanke.

Einige in der Menge jubelten über diesen Schlag, andere buhten ihn aus. Der klassische Schlag hätte Elit am Kopf getroffen und ihm den Helm gespalten.

Elit taumelte vorwärts und war durch den danebengegangenen eigenen Stoß sowie den empfangenen Schlag aus dem Gleichgewicht gebracht. Adolin drückte mit der Schulter gegen ihn und warf ihn zu Boden. Dann trat er zurück, anstatt zuzustoßen.

Weitere Buhrufe ertönten.

Elit stand auf und machte einen Schritt voran. Er schwankte ein wenig und tat einen weiteren Schritt. Adolin wich zurück, hielt seine Klinge mit der Spitze zum Boden und wartete ab. Über ihm grollte der Himmel. Vermutlich würde es später am Tag regnen, aber zum Glück war kein Großsturm vorhergesagt. So würde es nur einen gewöhnlichen Schauer geben.

»Kämpfe gegen mich!«, brüllte Elit hinter seinem Visier.

»Das habe ich bereits getan«, erwiderte Adolin gelassen. »Und ich habe gewonnen.«

Elit sprang vor. Adolin wich zurück. Unter den Buhrufen der Menge wartete er, bis Elit erstarrte; seine Splitter besaßen kein Sturmlicht mehr. Die Dutzende kleiner Risse, die Adolin der Rüstung des Mannes zugefügt hatte, waren am Ende doch ausreichend gewesen.

Adolin schlenderte zu Elit, legte ihm die Hand an die Brust und drückte zu. Elit fiel zu Boden.

Adolin schaute zu Hellherrin Istow empor, der Richterin.

»Der Sieg wird wieder einmal Adolin Kholin zugesprochen«, sagte sie mit einem Seufzen. »Elit Ruthar hat seine Splitter verwirkt.«

Das gefiel der Menge nicht besonders. Adolin wandte sich ihr zu und schwenkte seine Klinge einige Male, bevor er sie in den Nebel schickte. Er setzte seinen Helm ab und verneigte sich unter Buhrufen. Hinter ihm eilten seine Waffenmeister hervor und drückten diejenigen Elits beiseite. Sie zogen den Panzer ab, der nun rechtmäßig Adolin gehörte.

Er lächelte, und als sie fertig waren, folgte er ihnen in den Aufenthaltsraum hinter den Sitzreihen. Renarin erwartete ihn an der Tür; er trug seinen eigenen Splitterpanzer, und Tante Navani saß vor der Kohlenpfanne, die im Raum aufgestellt war.

Renarin warf einen Blick hinaus auf die unzufriedene Menge. »Sturmwater! Beim ersten Duell hast du weniger als eine Minute gebraucht, und sie haben dich gehasst. Heute hat es fast eine Stunde gedauert, und sie scheinen dich umso mehr zu hassen.«

Adolin setzte sich mit einem Seufzer auf eine der Bänke. »Ich habe gewonnen.«

»Das hast du«, sagte Navani. Sie trat vor ihn hin und betrachtete ihn eingehend, als würde sie ihn nach Wunden absuchen. Sie war stets in Sorge, wenn er einen Zweikampf ausfocht. »Aber solltest du nicht eine große Schau daraus machen?«

Renarin nickte. »Vater hatte darum gebeten.«

»Man wird sich daran erinnern«, sagte Adolin und nahm einen Becher mit Wasser von Peet entgegen, einem der heutigen Brückenmänner. Dankbar nickte er. »Es geht nur darum, dass jedermann aufmerksam wird. Und genauso war es.«

Er hoffte es. Der nächste Teil war entscheidend.

»Tante«, sagte Adolin, als sie anfang, ein Dankgebet zu schreiben, »hast du über das nachgedacht, worum ich dich gebeten habe?«

Navani schrieb weiter.

»Schallans Arbeit klingt wirklich wichtig«, sagte Adolin. »Ich meine ...«

An der Kammertür klopfte es.

So schnell?, dachte Adolin und stand auf. Einer der Brückenmänner öffnete die Tür.

Schallan Davar stürmte herein. Sie trug ein violettes Kleid, und ihr rotes Haar flammte auf, als sie das Zimmer durchquerte. »Das war unglaublich!«

»Schallan!« Sie war zwar nicht die Person, die er erwartet hatte, aber es freute ihn, sie zu sehen. »Ich habe vor dem Kampf nach Euch gesehen, doch Ihr habt nicht auf Eurem Platz gesessen.«

»Ich hatte vergessen, ein Gebet zu verbrennen«, sagte sie, »und deshalb habe ich es nachgeholt. Aber trotzdem habe ich den größten Teil des Kampfes mitbekommen.« Sie zögerte, als sie ihn erreicht hatte, und schien nun ein wenig verlegen zu sein. Adolin teilte diese Verlegenheit. Sie machten einander offiziell erst seit etwa einer Woche den Hof, aber wie sah ihre Beziehung nach dem Verlobungsversprechen eigentlich aus?

Navani räusperte sich. Schallan wirbelte herum und hob die Freihand an die Lippen, als hätte sie erst jetzt die frühere Königin bemerkt. »Hellheit«, sagte sie und verneigte sich.

»Schallan«, sagte Navani, »ich höre von meinem Neffen nur gute Dinge über Euch.«

»Vielen Dank.«

»Ich werde euch beide jetzt allein lassen«, bemerkte Navani und begab sich zur Tür. Ihre Glyphen blieben unvollendet.

»Hellheit ...«, sagte Schallan und streckte die Hand nach ihr aus.

Navani ging und schloss die Tür hinter sich.

Schallan senkte die Hand, und Adolin zuckte zusammen. »Tut mir leid«, sagte er. »Ich habe versucht, mit ihr darüber zu

sprechen. Ich glaube, sie braucht noch ein paar Tage, Schallan. Sie wird wieder ganz zu sich kommen – sie weiß, dass sie Euch nicht ignorieren kann. Das spüre ich. Ihr erinnert sie an das, was geschehen ist.«

Schallan nickte und wirkte enttäuscht. Adolins Waffenmeister kamen herbei und wollten ihm helfen, den Splitterpanzer abzulegen, aber er winkte sie fort. Es war schon schlimm genug, ihr seine schmutzigen Haare zu zeigen, die ihm am Kopf klebten. Seine Kleidung unter der Rüstung – eine ausgepolsterte Uniform – musste einfach schrecklich aussehen.

»Also hat ... äh ... Euch das Duell gefallen?«

»Ihr wart ganz *wunderbar*«, sagte Schallan und wandte sich ihm wieder zu. »Andauernd ist Elit auf Euch zugesprungen, Ihr aber habt ihn weggewischt wie einen störenden Kremling, der an Eurem Bein hochzukriechen versucht.«

Adolin grinste. »Der Rest der Menge scheint es nicht so wunderbar gefunden zu haben.«

»Sie wollte sehen, wie Ihr in den Boden gestampft werdet«, sagte sie. »Ihr wart so rücksichtslos, ihnen nicht das zu geben, was sie haben wollten.«

»Ich bin in dieser Hinsicht ziemlich geizig«, sagte Adolin.

»Ich habe herausgefunden, dass Ihr fast nie verliert. Das ist äußerst langweilig. Vielleicht solltet Ihr hin und wieder ein Unentschieden in Erwägung ziehen – aus Gründen der Abwechslung.«

»Ich werde darüber nachdenken«, sagte er. »Vielleicht können wir das heute Abend beim Essen besprechen? Im Lager meines Vaters?«

Schallan zog eine Grimasse. »Es tut mir leid, doch heute Abend habe ich schon etwas vor.«

»Oh.«

»Aber wahrscheinlich werde ich bald ein Geschenk für Euch haben«, sagte sie und machte einen Schritt auf ihn zu. »Ich

hatte bisher nicht viel Zeit für meine Studien – ich habe hart daran gearbeitet, Sebarials Bücher in Ordnung zu bringen –, aber ich bin vielleicht über etwas gestolpert, das Euch helfen könnte. Bei Euren Duellen.«

»Was denn?«, fragte er und runzelte die Stirn.

»Ich habe mich an eine Einzelheit aus König Gavilars Biografie erinnert. Es würde aber erfordern, dass Ihr auf spektakuläre Weise ein Duell gewinnt. Es muss etwas sein, das die Menge verblüfft und ihr Ehrfurcht einflößt.«

»Das würde weniger Buhrufe bedeuten«, meinte Adolin und kratzte sich am Kopf.

»Ich glaube, das wäre für alle angenehm«, sagte Renarin neben der Tür.

»Etwas Spektakuläres ...«, meinte Adolin.

»Ich werde Euch die Einzelheiten morgen erklären«, sagte Schallan.

»Morgen?«

»Morgen werdet Ihr mir ein Abendessen spendieren.«

»Ach ja?«

»Und Ihr werdet mich auf einem Spaziergang begleiten«, sagte sie.

»Wirklich?«

»Ja.«

»Ich bin ein glücklicher Mann.« Er lächelte sie an. »In Ordnung, wir können ...«

Die Tür wurde aufgeworfen.

Adolins Brückenmänner sprangen hoch, und Renarin fluchte und erhob sich ebenfalls. Adolin hingegen drehte sich nur um und schob Schallan sanft zur Seite, sodass er sehen konnte, wer im Eingang stand. Es war Relis, der augenblickliche Duellmeister und älteste Sohn von Großprinz Ruthar.

Das hatte Adolin bereits erwartet.

»Was war *das* denn?«, wollte Relis wissen und stapfte in den Raum hinein. Ihm folgte eine kleine Gruppe weiterer Hellaugen,

zu der auch die Duellrichterin Hellherrin Istow gehörte. »Du beleidigst mich und mein Haus, Kholin.«

Adolin verschränkte die gepanzerten Hände hinter dem Rücken, als Relis auf ihn zutrat und ihm sein Gesicht entgegenstreckte, bis sich die Nasenspitzen beinahe berührten.

»Hat dir das Duell etwa nicht gefallen?«, fragte Adolin bei läufig.

»Das war *kein* Duell«, fuhr Relis ihn an. »Du hast meinen Vetter in Verlegenheit gebracht, indem du ihm einen richtigen Kampf verweigert hast. Ich verlange, dass diese Farce für ungültig erklärt wird!«

»Ich hatte es Euch bereits gesagt, Prinz Relis«, sagte Istow hinter ihm. »Prinz Adolin hat keine Regeln ge...«

»Möchtest du den Panzer deines Veters zurückbekommen?«, fragte Adolin gelassen und sah Relis in die Augen. »Kämpfe mit mir darum.«

»Ich werde mich nicht von dir verführen lassen«, sagte Relis und klopfte mit dem Finger gegen Adolins Brustplatte. »Ich lasse nicht zu, dass du mich in eine solche Duellfarce hineinziehst.«

»Sechs Splitter, Relis«, sagte Adolin. »Meine, die meines Bruders, Erannivs Rüstung und die deines Veters. Ich setze sie alle bei einem einzigen Duell mit dir ein.«

»Du bist verrückt, wenn du glaubst, dass ich damit einverstanden bin«, fuhr Relis ihn an.

»Hast du etwa zu große Angst?«, fragte Adolin.

»Du bist unter meiner Würde, Kholin. Die letzten beiden Kämpfe haben es bewiesen. Du weißt nicht mehr, wie ein richtiges Duell ablaufen muss – alles, was du kennst, sind hinterhältige Tricks.«

»Dann solltest du in der Lage sein, mich schnell zu besiegen.«

Relis schwankte und trat vom einen Fuß auf den anderen. Schließlich streckte er Adolin wieder den Finger entgegen. »Du bist ein Bastard, Kholin. Ich weiß, dass du gegen meinen

Vetter gekämpft hast, weil du meinen Vater und mich in Verlegenheit bringen wolltest. Ich weigere mich aber, von dir zu einem Duell gedrängt zu werden.« Er drehte sich um und wollte gehen.

Etwas Spektakuläres, dachte Adolin und warf einen raschen Blick auf Schallan. *Vater wollte eine große Schau haben ...*

»Wenn du Angst hast, musst du dich nicht allein mit mir duellieren«, sagte Adolin und sah Relis an.

Relis blieb stehen und drehte sich um. »Willst du damit etwa sagen, dass du gegen mich und jemand anderen *gleichzeitig* kämpfen möchtest?«

»Genau«, erwiderte Adolin. »Du kannst mitbringen, wen du willst.«

»Du bist wirklich ein Narr«, keuchte Relis.

»Ja oder nein?«

»In zwei Tagen«, stieß Relis aus. »Hier in der Arena.« Er sah die Richterin an. »Könnt Ihr das bezeugen?«

»Ja«, sagte sie.

Relis stürmte hinaus. Die anderen folgten ihm. Die Richterin blieb zurück und betrachtete Adolin. »Ich hoffe, Ihr befreit, was Ihr soeben getan habt.«

»Ich kenne die Duellvorschriften recht gut. Ja, es ist mir durchaus klar.«

Sie seufzte, nickte und ging.

Peet schloss die Tür, sah Adolin an und hob eine Braue. Großartig. Nun musste er sich auch noch abfällige Reaktionen von den Brückenmännern gefallen lassen. Er sackte auf die Bank. »Ist das spektakulär genug?«, fragte er Schallan.

»Glaubt Ihr wirklich, dass Ihr es mit zwei Gegnern gleichzeitig aufnehmen könnt?«, fragte sie zurück.

Adolin gab keine Antwort. Es war schwierig, gegen zwei Männer zu bestehen, insbesondere wenn beide Splitterträger waren. Sie konnten sich zusammenschließen, ihren Gegner flankieren und ihn wie aus heiterem Himmel treffen. Es war we-

sentlich schwerer, als gegen zwei Männer hintereinander zu kämpfen.

»Ich weiß es nicht«, sagte er. »Aber Ihr wolltet etwas Spektakuläres haben. Also werde ich es versuchen. Ich hoffe nur inständig, dass Ihr *wirklich* einen Plan habt.«

Schallan setzte sich neben ihn. »Was wisst Ihr über den Großprinzen Yenev?«

das Leben ohne Wut und Gewalt. Sogar die öden Sturmlände westlich der Lager blühten unter dem Wasser auf. Steinknospen öffneten sich, und obwohl sie keine Blüten wie diejenigen zu Hause hatten, streckten sie doch lebenspralle grüne Ranken aus. Gras reckte sich durstig aus den Löchern im Boden und zog sich erst wieder zurück, als Schallan schon fast darauf getreten war. Einige Schilfe bildeten Blüten aus, mit denen sie die Kremlinge anlockten, die sich an den Blättern gütlich taten und sich dabei mit Sporen bedeckten, die für eine neue Generation sorgen würden, sobald sie sich mit dem Samen anderer Pflanzen vermischt hatten.

Wäre sie zu Hause gewesen, hätte sie viel mehr Ranken gesehen – so viele, dass es ihr schwergefallen wäre, nicht über sie zu stolpern. Ein Weg von mehr als nur einigen Schritten hätte den Einsatz einer Machete erfordert. Doch hier war die Vegetation zwar farbenprächtig, stellte aber kein Hindernis dar.

Schallan lächelte angesichts ihrer wundervollen Umgebung, des leichten Regens und des großartigen Pflanzenlebens. Die zu ertragende Feuchtigkeit war ein geringer Preis für das melodische Prasseln des Regens, für die frische und saubere Luft und einen schönen Himmel voller Wolken in allen möglichen Grauschattierungen.

Schallan hielt eine wasserdichte Tasche unter dem Arm, und der angemietete Kutscher – für das, was sie heute vorhatte, konnte sie Sebarials Kutsche nicht nehmen – wartete auf ihre Rückkehr, wie es ihm befohlen worden war. Sein Gefährt wurde von Parschern statt von Pferden gezogen, aber sie waren schneller als Chulle und hatten alles in allem eine gute Leistung gezeigt.

Schallan wanderte auf einen Hügel zu, der sich in einiger Entfernung vor ihr erhob und auf der Karte, die ihr durch eine Spannfeder übermittelt worden war, als Treffpunkt eingezeichnet war. Sie trug ein hübsches Paar fester Stiefel. Diese Kleidung, die sie von Tyns Hinterlassenschaft genommen hatte,

erschien zwar ungewöhnlich, aber Schallan war dankbar für sie. Der Mantel und der Hut hielten den Regen ab, und die Stiefel sorgten für einen sicheren Halt auf dem schlüpfrigen Stein.

Sie umrundete den Hügel und stellte fest, dass er auf der anderen Seite eine Abbruchkante aufwies; Felsgeröll war dort in einer kleinen Lawine abgegangen. Die Schichten aus gehärtetem Krem waren nur an den Rändern der Felsbrocken deutlich sichtbar; also musste es sich um eine neuere Erdbewegung handeln. Wäre sie schon älter gewesen, hätte frischer Krem bereits alles überzogen.

Diese Lawine hatte ein kleines Tal an der Hügelflanke erschaffen, das voller Spalten und Klippen war, die vom Steinschutt herrührten. Darin hatten sich Sporen und vom Wind herbeigetrugene Halme festgesetzt, die für eine Explosion von Leben gesorgt hatten. Wo auch immer die Pflanzen vom Wind geschützt wurden, fanden sie Halt und wuchsen.

Die grünen Flecken wirkten wie wahllos verteilt – das hier war kein richtiger Lait, in dem das Leben in Sicherheit gedeihen konnte, sondern nur ein vorübergehender Unterschlupf, der höchstens ein paar Jahre Bestand haben würde. Doch erst einmal wuchsen die Pflanzen höchst eifrig, manchmal sogar übereinander, und sie sprossen, blühten, erbehten, wanden sich und lebten. Es war ein Anblick rauer, ungeordneter Natur.

Der Pavillon stand in einem deutlichen Widerspruch dazu.

Er überwölbte vier Personen, die in Sesseln saßen, welche zu fein für die Umgebung zu sein schienen. Sie nahmen eine kleine Mahlzeit zu sich und wurden von einer Kohlenpfanne in der Mitte des Zeltes gewärmt, das an den Seiten offen war. Schallan näherte sich und machte Erinnerungsbilder von den Gesichtern der versammelten Personen. Sie würde sie später zeichnen, so wie sie es vor einiger Zeit mit der ersten Gruppe der Geisterblüter auch getan hatte. Zwei von ihnen waren auch heute anwesend, die beiden anderen allerdings

nicht – zu denen auch die beunruhigende Frau mit der Maske gehörte.

Mraize erhob sich, stand aufrecht und stolz da und betrachtete sein langes Blasrohr. Er sah Schallan nicht an, als sie unter den Baldachin trat.

»Ich will den Gebrauch aller örtlichen Waffen erlernen«, sagte Mraize. »Das mag vielleicht wie eine Schrulle erscheinen, aber ich bin der Meinung, dass es gerechtfertigt ist. Will man ein Volk verstehen, muss man auch seine Waffen kennen. Die Art und Weise, wie die Menschen einander umbringen, sagt viel mehr über eine Kultur aus als jede gelehrte Ethnografie.«

Er hob seine Waffe Schallan entgegen, und sie erstarrte. Dann drehte er sich zu dem Felsrutsch hin und blies einen Pfeil in das dort erst vor Kurzem entstandene Blattwerk.

Schallan trat daneben. Der Pfeil spießte einen Kremling an einem der Pflanzenstängel auf. Die kleine, vielbeinige Kreatur zuckte, schlug aus und versuchte sich zu befreien. Aber sicherlich war dieser Pfeil tödlich für sie.

»Das ist ein Parschendi-Blasrohr«, bemerkte Mraize. »Was sagt es deiner Meinung nach über sie aus, kleines Messer?«

»Offensichtlich dient es nicht zum Erlegen von großem Wild«, sagte Schallan. »Das ist durchaus sinnvoll, denn das einzige Großwild, das ich in dieser Gegend kenne, sind die Kluftteufel, die von den Parschendi angeblich als Götter verehrt werden.«

Sie wusste nicht, ob das wirklich stimmte. Alte Berichte – die sie auf Jasnahs Wunsch eingehend studiert hatte – drückten lediglich die *Annahme* aus, dass die Götter der Parschendi die Kluftteufel waren. Es wurde aber nicht ganz klar.

»Vermutlich haben sie diese Waffe zur Jagd auf kleine Tiere eingesetzt«, fuhr Schallan fort. »Und das bedeutet, dass sie nicht aus Vergnügen, sondern aus Notwendigkeit auf die Jagd gegangen sind.«

»Warum sagst du das?«, fragte Mraize.

»Menschen, die sich in der Jagd Ruhm erwerben wollen, suchen große Tiere aus«, sagte Schallan. »Es müssen Trophäen sein. Dieses Blasrohr ist aber eine Waffe für einen Mann, der bloß seine Familie ernähren will.«

»Und was ist, wenn er sie gegen andere Mitglieder seines Volkes einsetzt?«

»In einem Krieg wäre sie nicht sehr hilfreich«, sagte Schallan. »Ihre Reichweite ist zu begrenzt, wie ich vermute, und außerdem besitzen die Parschendi Bögen. Vielleicht könnte man das Blasrohr bei einem Attentat einsetzen. Das würde mich aber sehr wundern.«

»Warum?«, fragte Mraize.

Er schien sie auf die Probe stellen zu wollen. »Nun«, sagte Schallan, »die meisten indigenen Populationen – die Eingeborenen von Silnasen, die Reschi-Völker, die Läufer auf der Ebene von Iri – haben keine Vorstellung vom Begriff des Attentats. Soweit ich weiß, führen sie nicht einmal einen richtigen Krieg. Jäger sind zu wertvoll, und deswegen geht es bei einem Krieg in diesen Kulturen grundsätzlich immer nur darum, wer am lautesten schreien und am besten posieren kann. Aber zu Todesfällen kommt es nur selten. Diese Art von prahlerischer Gesellschaft scheint keine Verwendung für Attentäter zu haben.«

Dennoch hatten die Parschendi einen solchen ausgesandt. Gegen die Alethi.

Mraize betrachtete sie eingehend, während er das lange Blasrohr spielerisch zwischen den Fingerspitzen hielt. Sein Blick war undeutbar. »Ich verstehe«, sagte er schließlich. »Tyn hat sich diesmal also eine *Gelehrte* als Lehrling auserwählt? Das finde ich recht ungewöhnlich.«

Schallan errötete. Sie begriff, dass die Person, zu der sie wurde, wenn sie den Hut aufsetzte und die Haarfarbe wechselte, keineswegs zur Nachahmung irgendeines anderen Menschen beitrug. Das Ergebnis war lediglich eine andere Version ihrer selbst.

Das konnte gefährlich werden.

»Welche Entschuldigung hat dir Tyn heute mit auf den Weg gegeben?«, fragte Mraize und fischte einen weiteren Pfeil aus seiner Hemdtasche.

»Entschuldigung?«, fragte Schallan.

»Dafür, dass sie wieder einmal versagt hat.« Mraize schob den Pfeil in das Blasrohr.

Versagt? Schallan begann zu schwitzen; es prickelte kalt auf ihrer Stirn. Sie hatte doch sorgfältig darauf geachtet, ob sich irgendetwas Außergewöhnliches in Amarams Lager ereignete. Heute Morgen hatte sie sich unter dem Gesicht eines Arbeiters dorthin zurückbegeben – aus diesem Grund war sie zu spät zu Adolins Duell gekommen – und hatte ausgekundschaftet, ob jemand etwas über einen Einbruch sagte oder Amaram irgendwelche Verdächtigungen geäußert hatte. Sie hatte aber nichts dergleichen gehört.

Nun, offenbar hatte Amaram seine Vermutungen nicht öffentlich ausgesprochen. Nach all den Anstrengungen, die sie unternommen hatte, um ihr Eindringen zu verheimlichen, hatte sie also trotzdem versagt. Vermutlich sollte sie nicht überrascht sein, doch sie war es.

»Ich ...«, begann Schallan.

»Ich frage mich allmählich, ob Tyn wirklich krank ist«, sagte Mraize. Er hob das Blasrohr und schoss einen weiteren Pfeil in das Blattwerk. »Schließlich versucht sie nicht einmal, die ihr übertragene Aufgabe auszuführen.«

»Sie versucht es nicht einmal?«, fragte Schallan verblüfft.

»Oh, ist das die Entschuldigung?«, fragte Mraize. »Dass sie zwar einen Versuch unternommen hat, aber gescheitert ist? Einige meiner Leute beobachten das Haus. Wenn sie dorthin ...«

Er verstummte, als Schallan das Wasser von ihrer Tasche abschüttelte, sie dann vorsichtig öffnete und ein Blatt Papier herausnahm. Es war eine Zeichnung von Amarams verschlossenem Zimmer mit den Karten an den Wänden. Einige Einzel-

heiten hatte sie erraten müssen – es war dunkel gewesen, und ihre Kugel hatte nicht genug Licht gespendet. Aber sie glaubte, die Darstellung käme der Wirklichkeit nahe genug.

Mraize nahm ihr das Blatt aus der Hand und hielt es hoch. Er betrachtete es, während Schallan vor Nervosität weiter schwitzte.

»Es kommt selten vor, dass ich mich zum Narren mache«, sagte er schließlich. »Herzlichen Glückwunsch.«

War das gut?

»Tyn besitzt diese Gabe nicht«, fuhr Mraize fort, während er noch immer das Blatt betrachtete. »Hast du dieses Zimmer mit eigenen Augen gesehen?«

»Es gab einen guten Grund, warum sie sich eine Gelehrte zum Lehrling erwählt hat. Meine Fähigkeiten ergänzen die ihren.«

Mraize senkte das Blatt. »Das ist erstaunlich. Deine Herrin mag zwar eine brillante Diebin sein, aber die Wahl ihrer Lehrlinge war bisher stets sehr unglücklich.« Seine gewählte Ausdrucksweise passte nicht zu dem vernarbten Gesicht, den verzogenen Lippen und den wettergegerbten Händen. Er redete wie jemand, der seine Zeit damit verbrachte, guten Wein zu trinken und feiner Musik zu lauschen. Und dann sah er aus wie jemand, dem wiederholt etliche Knochen gebrochen worden waren – und der vermutlich das gleiche Schicksal etlichen anderen Personen zugefügt hatte.

»Es ist eine Schande, dass diese Karten nicht genauer wiedergegeben wurden«, meinte Mraize, als er das Bild erneut studierte.

Nun holte Schallan fünf weitere Bilder hervor, die sie für ihn angefertigt hatte. Vier davon stellten die Karten an den Wänden detailgetreu dar, und das fünfte war eine Zeichnung der Schriftrollen mit Amarams Zeichen darauf, die an der Wand hingen. Die Schrift war jedoch auf allen Bildern unleserlich gehalten und bestand ausschließlich aus gewundenen Linien. Dies war Absicht. Niemand würde glauben, dass eine Künstlerin solche Einzelheiten aus der bloßen Erinnerung

zeichnen konnte, auch wenn ihr selbst das durchaus möglich war.

Außerdem wollte sie die Bedeutung der Schriftzeichen vor den Geisterblütern geheim halten. Sie hatte vor, ihr Vertrauen zu erringen und von ihnen alles zu erfahren, was sie wissen musste, aber im Gegenzug würde sie ihnen dafür nicht mehr als unbedingt nötig mitteilen.

Mraize streckte sein Blasrohr zur Seite aus. Plötzlich war die kleine, maskierte Frau da und hielt den Kremling in der Hand, den Mraize zusammen mit einem Nerz getroffen hatte – und dem der Pfeil noch im Nacken steckte. Das Tier war tot. Nein, es zuckte noch ein wenig; es war lediglich betäubt. War der Pfeil vielleicht vergiftet?

Schallan erzitterte. Wo hatte sich diese Frau versteckt? Ihre dunklen Augen sahen Schallan starr an; der Rest des Gesichts blieb unter einer Maske aus Farbe und Schale verborgen. Sie nahm das Blasrohr an sich.

»Verblüffend«, sagte Mraize zu Schallans Bildern. »Wie bist du ins Innere gekommen? Wir haben die ganze Zeit hindurch die Fenster beobachtet.«

Hätte Tyn diesen Weg gewählt, hätte sie sich dann in der Nacht durch eines der Fenster hineingestohlen? Sie hatte Schallan nichts dergleichen beigebracht, dafür aber großes Gewicht auf Sprachakzente und Imitationen von Menschen gelegt. Vielleicht hatte sie erkannt, dass Schallan, die manchmal über ihre eigenen Füße stolperte, nicht zu akrobatischen Einbrüchen taugte.

»Sie sind meisterhaft«, sagte Mraize, ging zu einem Tisch und legte die Zeichnungen darauf. »Was für ein Triumph. Und welche Kunstfertigkeit.«

Was war bloß mit dem gefährlichen, gefühllosen Mann passiert, der sich ihr bei ihrem ersten Zusammentreffen mit den Geisterblütern so feindselig gegenübergestellt hatte? Nun schien er ganz ergriffen zu sein, beugte sich über die Bilder und stu-

dierte sie nacheinander. Er holte sogar ein Vergrößerungsglas hervor, weil er sich die Einzelheiten ansehen wollte.

Die Fragen, die ihr auf der Zunge lagen, stellte sie nicht. *Was hat Amaram vor? Wisst Ihr, woher er seine Splitterklinge bekommen hat? Wie er ... Helaran Davar getötet hat?* Es schnürte ihr den Hals ab, als sie darüber nachdachte, aber ein Teil von ihr wusste schon seit etlichen Jahren, dass ihr Bruder nicht zurückkommen würde.

Doch das hielt sie nicht davon ab, einen starken und überraschenden Hass auf Meridas Amaram zu verspüren.

»Nun?«, fragte Mraize und sah sie an. »Setz dich, mein Kind. Hast du das selbst gemacht?«

»Ja«, antwortete Schallan und bezwang ihre Gefühle. Hatte Mraize sie tatsächlich soeben »Kind« genannt? Sie hatte ihrer gegenwärtigen Version ein etwas älteres, kantigeres Gesicht gegeben. Was musste sie denn noch tun? Graue Haarsträhnen hinzufügen?

Sie setzte sich in einen Sessel neben den Tisch. Die Frau mit der Maske erschien vor ihr und hielt einen Becher sowie einen Kessel mit etwas Dampfendem darin in den Händen. Schallan nickte zögernd und erhielt gewürzten Orangenwein. Sie nippte daran – vermutlich brauchte sie nicht zu befürchten, dass sich Gift darin befand, denn diese Personen hätten sie jederzeit auf andere Weise töten können. Die Übrigen im Pavillon unterhielten sich mit gedämpfter Stimme, und Schallan konnte kein einziges Wort verstehen. Sie fühlte sich, als werde sie vor einem öffentlichen Publikum ausgestellt.

»Ich habe einige der Texte für Euch kopiert«, sagte sie und holte ein Blatt mit Schrift hervor. Es waren Texte, die sie sorgfältig ausgewählt hatte – sie enthüllten nicht zu viel, konnten aber als Einführung dienen, die Mraize hoffentlich dazu bringen würden, einige Informationen preiszugeben. »Wir hatten nicht viel Zeit in dem Zimmer, deshalb war es mir nur möglich, einige wenige Zeilen abzuschreiben.«

»Du bist zwar so lange dort gewesen, dass du die Zeichnungen anfertigen konntest, aber nicht lange genug für ein paar Abschriften?«, fragte Mraize.

»Oh«, meinte Schallan. »Nein, diese Skizzen habe ich aus der Erinnerung gemacht.«

Er sah sie an; sein Kiefer sackte ein wenig nach unten – es war ein Ausdruck ehrlichen Erstaunens, der über sein Gesicht flog, bevor er wieder seine gewohnte Miene der Gelassenheit aufsetzte.

Das war ... vermutlich nicht klug von mir, erkannte Schallan. Wie viele Menschen konnten so gut und genau aus der Erinnerung zeichnen? Hatte Schallan ihre Fähigkeiten schon öffentlich in den Kriegslagern zur Schau gestellt?

Soweit sie wusste, hatte sie das bisher nicht getan. Jetzt würde sie diesen Teil ihrer Kunst geheim halten müssen, damit die Geisterblüter keine Verbindung zwischen der helläugigen Dame Schallan und der dunkeläugigen Schwindlerin Schleier herstellen konnten. Bei allen Stürmen!

Nun, es war wohl unausweichlich, Fehler zu machen. Wenigstens bedrohte dieser nicht ihr Leben. Vermutlich nicht.

»Jin!«, rief Mraize.

Ein Mann mit goldenen Haaren und bloßer Brust unter einer fließenden Robe erhob sich aus einem der Sessel.

»Sieh ihn dir an«, sagte Mraize zu Schallan.

Sie machte ein Erinnerungsbild.

»Jin, verlass uns jetzt. Und du, Schleier, wirst nun sein Bild zeichnen.«

Es blieb ihr nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Als Jin wegging und sich dabei leise über den Regen ärgerte, machte sich Schallan an die Arbeit. Sie fertigte eine vollständige Zeichnung an – nicht nur Brust und Schultern, sondern auch eine Studie der Umgebung einschließlich des Hintergrunds aus herabgestürzten Felsbrocken. Da sie nervös war, wurde die Arbeit nicht so gut wie gewöhnlich, aber Mraize war trotzdem von

dem Bild begeistert und bewunderte es wie ein stolzer Vater. Sie vollendete es und holte ihren Firnis hervor – sie hatte mit dem Kohlestift gezeichnet, deshalb musste es fixiert werden. Doch Mraize riss es ihr sogleich aus den Händen.

»Unglaublich«, sagte er und hielt das Blatt hoch. »Du ver-schwendest dein Talent, wenn du bei Tyn bleibst. Kannst du Texte auf die gleiche Weise aus der Erinnerung auf das Papier bringen?«

»Nein«, log Schallan.

»Schade. Aber es ist trotzdem wunderbar. *Wunderbar*. Es soll-te andere Möglichkeiten geben, wie du deine Gabe einsetzen kannst.« Er sah sie an. »Wie sehen deine Ziele aus, Mädchen? Solltest du dich als zuverlässig erweisen, hätte ich in meiner Organisation vielleicht einen Platz für dich.«

Ja! »Niemals hätte ich eingewilligt, an Tyns Stelle herzukom-men, hätte ich diese Möglichkeit nicht gesehen.«

Mraize kniff die Augen zusammen und sah Schallan an. »Du hast sie umgebracht, nicht wahr?«

Verflucht. Selbstverständlich errötete Schallan sofort. »Äh ...«

»Ha!«, rief Mraize aus. »Am Ende hat sie sich eine Helfe-rin genommen, die sich als allzu fähig erwiesen hat. Köstlich. Nach all ihrer Anmaßung ist sie durch jemanden zu Fall ge-bracht worden, aus dem sie eine Speichelleckerin hatte machen wollen.«

»Herr«, sagte Schallan, »ich habe nicht ... ich meine, ich wollte es wirklich nicht. Sie hat sich ... gegen mich gewandt.«

»So wird es wohl gewesen sein«, sagte Mraize und lächel-te. Doch es war kein angenehmes Lächeln. »Du sollst wissen, dass so etwas nicht verboten ist, aber wir ermuntern auch nicht zu solchen Verhaltensweisen. Unsere Organisation kann keinen Bestand haben, wenn die Untergebenen den einzi-gen Weg zum Aufstieg in der Ermordung ihrer Vorgesetzten sehen.«

»Ja, Herr.«

»*Deine* Vorgesetzte war allerdings kein Mitglied unserer Organisation. Tyn hat sich selbst für den Jäger gehalten, aber sie war nur die Beute. Das solltest du wissen, wenn du dich uns anschließen möchtest. Wir sind nicht wie die anderen, die du vielleicht kennst. Wir haben ein größeres Ziel, und wir ... beschützen einander.«

»Ja, Herr.«

»Wer bist du?«, fragte er und bedeutete seinem Diener, das Blasrohr zurückzubringen. »Wer bist du *wirklich*, Schleier?«

»Jemand, der an den Ereignissen teilnehmen will«, sagte Schallan. »An Ereignissen, die wichtiger sind als das Bestehlen irgend-eines Hellauges oder als ein Betrug, der einem ein Wochenende voller Luxus beschert.«

»Es geht also um die Jagd«, sagte Mraize leise und grinste. Er wandte sich von ihr ab und ging zum Rande des Pavillons. »Weitere Anweisungen werden folgen. Erledige die Aufgaben, die dir zugewiesen werden. Dann werden wir sehen.«

Es geht also um die Jagd ...

Um was für eine Art von Jagd? Schallan lief es bei dieser Bemerkung kalt den Rücken herunter.

Wieder einmal wusste sie nicht, ob sie nun entlassen war. Sie schloss ihre Tasche, drehte sich um und wollte gehen. Dabei warf sie einen raschen Blick auf die anderen Personen, die noch in ihren Sesseln saßen. Ihre Mienen waren kalt. Beängstigend kalt.

Schallan verließ den Pavillon und stellte fest, dass der Regen aufgehört hatte. Sie ging davon und spürte die Blicke in ihrem Rücken. *Sie alle wissen nun, dass ich sie leicht erkennen kann, begriff sie, und dass ich für jeden, der es möchte, ihre Porträts zeichnen kann.*

Das gefiel ihnen sicherlich nicht. Mraize hatte gesagt, dass die Geisterblüter einander grundsätzlich nicht umbrachten. Aber er hatte auch klargemacht, dass sie noch nicht zu ihnen gehörte. Er hatte es sogar allzu deutlich betont.

Bei Talats Hand, in welche Lage hatte sie sich da gebracht?
Darüber denkst du erst jetzt nach?, schalt sie sich, als sie den Hügel umrundete. Ihre Kutsche kam in Sicht; der Fahrer saß bereits auf dem Bock und hatte ihr den Rücken zugewandt. Ängstlich schaute Schallan hinter sich. Noch war ihr niemand gefolgt – zumindest niemand, den sie sehen konnte.

»Muster? Beobachtet mich jemand?«, fragte sie.

»Hm. Ich. Keine Menschen.«

Ein Fels. In das Bild für Mraize hatte sie einen Felsen eingezeichnet. Ohne nachzudenken, nur durch ihren Instinkt und mit einem nicht geringen Anteil von Panik atmete sie Sturmlicht aus und erschuf das Abbild dieses Felsens vor sich.

Dann verbarg sie sich schnell darin.

Hier war es völlig finster. Sie rollte sich in dem Felsbrocken zusammen und zog die Beine an. Sie fühlte sich armselig. Die Leute, mit denen Mraize zusammenarbeitete, unternahmen vermutlich nichts so Dummes. Sie waren geübt, glatt, geschickt. Bei allen Stürmen, Schallan musste sich vermutlich gar nicht verstecken.

Trotzdem blieb sie sitzen. Die Blicke der anderen ... die Art, wie Mraize gesprochen hatte ...

Es war besser, vorsichtig zu sein ... als naiv. Sie war es leid, dass die Leute glaubten, sie könnte nicht auf sich selbst aufpassen.

»Muster«, flüsterte sie, »geh zum Kutscher. Sag ihm das Folgende in meiner Stimme: ›Ich habe die Kutsche bestiegen, als du nicht hingesehen hast. Dreh dich nicht um. Ich muss heimlich von hier verschwinden. Bring mich in die Stadt zurück. Halte bei den Kriegslagern und zähl bis zehn. Ich werde dann die Kutsche verlassen. Sieh mir nicht nach. Du hast deine Bezahlung schon erhalten, und Verschwiegenheit gehörte zu unserer Abmachung.«

Muster summte und machte sich auf den Weg. Kurze Zeit später setzte sich die Kutsche in Bewegung und wurde von den

Parschern weggezogen. Es dauerte nicht lange, bis Hufgetrappel ertönte. Sie hatte gar keine Pferde gesehen.

Schallan wartete ängstlich. Würde einer der Geisterblüter erkennen, dass dieser Felsblock nicht hierher gehörte? Würden sie zurückkehren und nach ihr suchen, sobald sie begriffen hatten, dass die Kutsche leer war?

Aber vielleicht waren sie gar nicht hinter Schallan her. Vielleicht litt sie nur unter Verfolgungswahn. Nervös wartete sie. Der Regen hatte wieder eingesetzt. Was würde er aus ihrer Illusion machen? Der Stein, den sie gezeichnet hatte, war nass gewesen, also würde keine trockene Oberfläche sie verraten – aber der Regen drang bis zu ihr; die Illusion war offenbar durchlässig.

Ich muss einen Weg finden, nach draußen sehen zu können, während ich mich hier verstecke, dachte sie. Sichtschlitze vielleicht? War es ihr möglich, solche in der Illusion anzubringen? Vielleicht sollte sie ...

Stimmen.

»Wir müssen herausfinden, wie viel er weiß.« Das war Mraize' Stimme. »Du bringst diese Blätter zu Meister Thaidakar. Wir sind nahe dran, aber anscheinend sind das Restares' Gefährten auch.«

Die Antwort wurde mit heiserer Stimme gegeben. Schallan konnte sie nicht verstehen.

»Nein, über ihn mache ich mir keine Sorgen. Der alte Narr sät zwar Chaos, aber er greift nicht nach der Macht, die sich ihm darbietet. Er versteckt sich in seiner unbedeutenden Stadt, lauscht ihren Liedern und glaubt, dass er die Geschicke der Welt lenkt. Er hat keine Ahnung. Er ist nicht in der Position des Jägers. Aber bei dieser Kreatur in Tukur ist das anders. Ich bin nicht davon überzeugt, dass sie menschlich ist. Und wenn doch, dann stammt sie nicht aus der örtlichen Spezies ...«

Mraize sprach weiter, aber Schallan verstand nichts mehr, denn er ging an ihr vorüber. Kurze Zeit darauf hörte sie weiteres Hufgetrappel.

Sie wartete, während das Wasser ihren Mantel und ihre Hose durchnässt. Sie zitterte, hielt die Tasche umklammert und biss die Zähne zusammen, damit sie nicht klapperten. In letzter Zeit war es wärmer geworden, aber der Regen war noch immer kalt. Sie wartete, bis sich ihr Rückgrat beschwerte und ihre Muskeln aufkreischten. Sie wartete weiter, bis sich der Felsblock in leuchtenden Rauch auflöste und verblasste.

Schallan zuckte zusammen. Was war passiert?

Das Sturmlicht, erkannte sie und streckte die Beine. Sie überprüfte den kleinen Beutel in ihrer Hosentasche. Unbewusst hatte sie alle Kugeln geleert, während sie die Illusion des Felsens aufrechterhalten hatte.

Stunden waren vergangen, und der Himmel verdüsterte sich, als der Abend nahte. Es war nicht viel Sturmlicht nötig, um etwas so Einfaches wie einen Felsbrocken aufrechtzuerhalten, und sie hatte nicht andauernd an die Illusion denken müssen, damit sie Bestand hatte. Das war gut zu wissen.

Und sie hatte sich wieder einmal als Dummkopf erwiesen, weil sie nicht darüber nachgedacht hatte, wie viel Licht sie verbrauchte. Seufzend stand sie auf – und schwankte; ihren Beinen gefiel die plötzliche Bewegung nicht. Sie holte tief Luft, ging zum Rand des Hügels und spähte um die Ecke. Der Pavillon war verschwunden und mit ihm jedes Anzeichen für die Geisterblüter.

»Das bedeutet wohl, dass ich zu Fuß gehen muss«, sagte Schallan und schritt in Richtung der Kriegslager.

»Hattest du etwas anderes erwartet?«, fragte Muster von seinem Platz auf ihrem Mantel aus und klang dabei ehrlich neugierig.

»Nein«, sagte Schallan. »Ich spreche nur mit mir selbst.«

»Hm. Nein, du sprichst mit mir.«

Sie ging in den kalten Abend hinein. Doch es war nicht die tödliche Kälte, die sie im Süden erlebt hatte. Diese hier war nur unangenehm, mehr aber nicht. Wenn es nicht so nass wäre,

würde sie die Luft vermutlich sogar als angenehm empfinden. Sie vertrieb sich die Zeit auf dem Weg damit, ihre verschiedenen Akzente zusammen mit Muster zu üben. Sie sagte etwas, und er wiederholte es exakt. Es half ihr sehr, sich auf diese Weise selbst sprechen zu hören.

Den Alethi-Akzent beherrschte sie inzwischen ausgezeichnet. Das war auch wichtig, denn Schleier war ja angeblich eine Alethi. Doch dieser Akzent war einfach, denn er kam dem Vedenischen so nahe, dass man beides verstehen konnte, auch wenn man nur die eine oder andere Sprache beherrschte.

Ihr Hornesser-Akzent hingegen war noch nicht ganz so gut. Allerdings wurde sie auch darin besser und übertrieb es nicht mehr so sehr, wie Tyn ihr geraten hatte. Ihr Bav-Akzent war passabel, und auf dem Weg verbrachte sie die meiste Zeit damit, den herdazianischen Akzent zu pflegen. Palona hatte ihr ein gutes Beispiel gegeben, und Muster konnte alles wiederholen, was die Frau gesagt hatte.

»Wir müssen üben, dass du im Einklang mit meinen Abbildern sprichst«, sagte Schallan.

»Du kannst sie selbst sprechen lassen«, meinte Muster.

»Wirklich?«

»Warum nicht?«

»Weil ... nun, ich benutze das Sturmlicht für die Illusion, die zu einer Imitation des Lichts wird. Ich setze aber keinen Klang dabei ein.«

»Es ist eine Woge«, sagte Muster. »Und Klang gehört dazu. Hm. Sind Vettern. Sehr ähnlich. Das ist möglich.«

»Wie?«

»Hm. Irgendwie.«

»Du bist sehr hilfreich.«

»Das freut mich ...« Er verstummte. »War das eine Lüge?«

»Jawohl.« Schallan steckte die Schutzhand in die Hosentasche, die ebenfalls nass geworden war, und ging auf ein paar Grasbüschel zu, die sich rechtzeitig vor ihr zurückzogen. An den

fernen Hügelhängen sah sie Felder mit Laviskorn, aber zu dieser späten Stunde waren keine Bauern mehr auf ihnen beschäftigt.

Wenigstens hatte der Regen wieder aufgehört. Sie mochte den Regen zwar noch immer, hatte aber keine Ahnung gehabt, wie unangenehm es sein konnte, lange in ihm herumzuwandern. Und ...

Was war das?

Sie blieb stehen. Ein dunkler Klumpen warf einen Schatten auf den Boden vor ihr. Zögernd näherte sie sich ihm und bemerkte, dass sie Rauch roch. Es war die Art von feuchtem Rauch, der aufstieg, wenn ein Lagerfeuer gelöscht wurde.

Es war ihre Kutsche. Nun erkannte sie das Gefährt, das teilweise verbrannt war. Aufgrund des Regens hatte das Feuer nicht lange gebrannt. Vermutlich hatte es im Innern, wo es trocken war, seinen Ausgang genommen.

Das war eindeutig die Kutsche, die sie gemietet hatte. Sie erkannte die Räder wieder. Vorsichtig trat sie näher heran. Nun, sie hatte recht gehabt, sich Sorgen zu machen. Es war gut gewesen, dass sie zurückgeblieben war. Etwas nagte an ihr.

Der Kutscher!

Sie rannte nach vorn und befürchtete schon das Schlimmste. Und das Schlimmste war eingetreten. Sein Leichnam lag neben der gebrochenen Deichsel, die Augen starrten in den Himmel. Die Kehle war aufgeschlitzt. Neben ihm lagen seine toten Pardscher in einem Haufen aufgeschichtet.

Schallan setzte sich auf die nassen Steine und hielt sich die Hand vor den Mund. Ihr war übel. »O Allmächtiger im Himmel ...«

»Hm ...«, summte Muster in einem irgendwie wehleidigen Tonfall.

»Wegen mir mussten sie sterben«, flüsterte Schallan.

»Du hast sie nicht getötet.«

»Doch, das habe ich«, sagte Schallan. »Es ist so, als hätte ich selbst das Messer gehalten. Ich habe die Gefahr gekannt, in die ich mich begeben habe. Der Kutscher hatte keine Ahnung.«

Genau wie die Parscher. Was empfand Schallan für sie? Sie waren die Bringer der Leere, ja, aber es war schwer, sich wegen des Geschehenen nicht elend zu fühlen.

Du wirst noch viel Schlimmeres als das hier bewirken, wenn du Jasnahs Behauptungen beweist, dachte sie.

Als sie Mraize' Begeisterung für ihre Arbeiten beobachtet hatte, war kurz der Wunsch in ihr aufgestiegen, den Mann zu mögen. Nun aber würde sie sich immer an den Anblick der Leichen erinnern. Er hatte diese Morde zugelassen. Vielleicht war er es nicht selbst gewesen, der dem Kutscher die Kehle durchgeschnitten hatte, aber er hatte gewiss den anderen versichert, dass es richtig war, sich ihrer zu entledigen, egal was es kostete.

Sie hatten die Kutsche angezündet, damit es so aussah, als steckten Banditen hinter dieser Tat. Aber keine Banditen würden der Zerbrochenen Ebene je so nahe kommen.

Du armer Mann, dachte sie, als sie den Kutscher betrachtete und neben ihm niederkniete. Aber wenn sie seine Dienste nicht in Anspruch genommen hätte, wäre es ihr nicht möglich gewesen, sich zu verstecken, während die Kutsche eine falsche Spur legte. Bei allen Stürmen! Wie hätte sie es anstellen müssen, damit niemand starb? Wäre das überhaupt möglich gewesen?

Sie zwang sich aufzustehen. Mit hängenden Schultern ging sie weiter auf die Kriegslager zu.

»Wir sind ja so bescheiden«, sagte Adolin und schritt den steinernen Korridor entlang, während Kaladin neben ihm herging.

»Nein.«

»Das war ein Scherz, Brückenjunge.«

»Mein Fehler. Ich war der Ansicht, dass Scherze lustig sein müssen.«

»Nur für Leute mit Humor.«

»Ah, natürlich«, sagte Kaladin. »Ich habe meinen Sinn für Humor schon vor langer Zeit eingetauscht.«

»Und was hast du dafür bekommen?«

»Narben«, sagte Kaladin leise.

Adolins Blick glitt zu den Brandzeichen auf Kaladins Stirn, die jedoch größtenteils durch die Haare verdeckt wurden. »Das ist großartig«, murmelte Adolin. »Einfach großartig. Ich bin so *glücklich*, dass du mich begleitest.«

Am Ende des Korridors traten sie ins Tageslicht hinaus. Aber es war nicht besonders hell. Nach dem Regen der letzten Tage hing der Himmel noch immer voller Wolken.

Sie schritten durch das Kriegslager. »Holen wir noch weitere Wächter ab?«, fragte Adolin. »Für gewöhnlich gibt es doch mindestens zwei von euch.«

»Heute bin ich allein.« Kaladin hatte nicht genug Männer, da er für die Bewachung des Königs ebenfalls verantwortlich war und Teft die neuen Rekruten wieder zu den Patrouillen nach draußen mitnahm. Alle anderen hatten zwei oder drei Leibwächter, doch Kaladin war der Meinung, dass er auf Adolin allein aufpassen konnte.

Eine Kutsche wartete; sie wurde von zwei Pferden gezogen, die geradezu böse aussahen. Aber alle Pferde wirkten mit ihren allzu wissenden Augen und ihren plötzlichen Bewegungen böse auf Kaladin. Leider konnte ein Prinz nicht in einer Kutsche vorfahren, die von Chullen gezogen wurde. Ein Lakai öffnete Adolin den Schlag, und er ließ sich sofort im

Innern nieder. Der Lakai schloss die Tür wieder und kletterte auf seinen Platz am hinteren Teil der Kutsche. Kaladin wollte sich auf den Sitz neben dem Fahrer schwingen, doch dann hielt er inne.

»Du!«, sagte er und zeigte auf den Fahrer.

»Ich!«, erwiderte der Schelm des Königs von seinem Platz aus. Blaue Augen, schwarzes Haar, schwarze Uniform. Was machte er da oben auf dem Kutschbock? Er war doch kein Diener, oder?

Vorsichtig stieg Kaladin auf seinen Sitz, während Schelm die Zügel schüttelte und die Pferde in Bewegung setzte.

»Was tust du hier?«, fragte Kaladin.

»Ich versuche, Schelmereien zu verüben«, erwiderte Schelm, während die Pferdehufe über den Steinboden klapperten. »Hast du mit meiner Flöte geübt?«

»Äh ...«

»Sag mir nicht, dass du sie in Sadeas' Lager zurückgelassen hast, als du von dort weggegangen bist.«

»Nun ...«

»Ich habe meinem Wunsch deutlich Ausdruck verliehen, dass du es mir *nicht* sagen sollst«, erwiderte Schelm. »Du musst es auch nicht, denn ich weiß es schon. Es ist eine Schande. Würdest du die Geschichte dieser Flöte kennen, so würde es dir den Kopf verdrehen. Und dann würde ich dich eigenhändig vom Kutschbock werfen.«

»Äh ...«

»Du bist heute sehr beredsam, wie ich sehe.«

Kaladin hatte die Flöte tatsächlich zurückgelassen. Als er die Brückenmänner gesammelt hatte, die sich noch in Sadeas' Lager befunden hatten – die Verwundeten von Brücke Vier und die Mitglieder der anderen Mannschaften –, war seine ganze Aufmerksamkeit nicht auf Dinge, sondern auf die Menschen selbst gerichtet gewesen. Er hatte sich nicht um sein kleines Bündel von Habseligkeiten gekümmert und vergessen, dass sich die Flöte darunter befunden hatte.

»Ich bin kein Musikant, sondern Soldat«, sagte Kaladin. »Außerdem ist Musik etwas für Frauen.«

»Alle Menschen sind Musikanten«, entgegnete Schelm. »Die Frage ist bloß, ob sie ihre Lieder mitteilen oder nicht. Und was Musik als Frauensache angeht, so ist es bemerkenswert, dass die Frau, die jenen Traktat geschrieben hat, den ihr alle in Alethkar verehrt, der Meinung ist, dass alle weiblichen Tätigkeiten Spaß machen, während sich die männlichen nur darum drehen, jemanden zu finden, dem man einen Speer in den Leib rammen kann. Das ist doch vielsagend, nicht wahr?«

»Vermutlich.«

»Weißt du, ich arbeite sehr hart daran, dir etwas Kluges und Bedeutsames zu sagen, und ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass du deine Seite der Konversation nicht ernst nimmst. Es ist ganz so, als würde man einem Tauben Musik vorspielen. Eigentlich würde ich das gern einmal tun, denn es klingt spaßig, aber leider hat jemand *meine Flöte verloren*.«

»Das tut mir leid«, sagte Kaladin. Er hätte jetzt lieber über die neuen Schwerthaltungen nachgedacht, die Zahel ihm beigebracht hatte, aber Schelm war in der Vergangenheit sehr zuvorkommend zu ihm gewesen. Daher sah sich Kaladin gezwungen, ein kleines Schwätzchen mit ihm zu halten. »Hast du ... äh ... deine Arbeit behalten? Als Narr des Königs, meine ich. Beim letzten Mal hattest du angedeutet, dass du in der Gefahr schwebst, deinen Titel als Schelm zu verlieren.«

»Das habe ich noch nicht überprüft«, sagte Schelm.

»Du ... du hast noch nicht ...? Weiß der König, dass du zurück bist?«

»Nein. Ich suche noch nach einer passenden dramatischen Form, ihn darüber in Kenntnis zu setzen. Vielleicht sollte ich hundert Kluffteufel dazu benutzen, die im Gleichschritt marschieren und dabei eine Ode an meine Großartigkeit singen.«

»Das klingt ... schwierig.«

»Ja, diese sturmverdammten Geschöpfe haben große Mühe, mit ihren Stimmbändern die richtige Intonation aufrecht zu erhalten.«

»Ich habe keine Ahnung, was du gerade gesagt hast.«

»Ja, diese sturmverdammten Geschöpfe haben große Mühe, mit ihren Stimmbändern die richtige Intonation aufrechtzuerhalten.«

»Das war nicht sehr hilfreich, Schelm.«

»Ah. Du wirst also taub? Lass mich wissen, wenn dieser Prozess abgeschlossen ist. Da gibt es nämlich etwas, das ich ausprobieren möchte. Wenn ich nur wüsste ...«

»Ja, ja«, sagte Kaladin mit einem Seufzer. »Du willst für jemanden auf der Flöte spielen.«

»Nein, das ist es nicht ... Ah! Ja. Ich wollte mich schon immer an einen Tauben heranpirschen und ihm einen Schlag auf den Hinterkopf versetzen. Ich glaube, das wäre *urkomisch*.«

Kaladin seufzte abermals. Selbst bei schneller Fahrt würde es mindestens eine Stunde dauern, bis sie Sebarials Lager erreicht hatten. Eine *sehr lange* Stunde.

»Du bist also nur hier, weil du mich verspotten willst?«, fragte Kaladin.

»Na ja, das ist jedenfalls das, was ich für gewöhnlich tue. Aber ich werde dich mit Nachsicht behandeln. Ich möchte schließlich nicht, dass du gleich wieder in die Luft gehst.«

Kaladin zuckte zusammen.

»Du weißt schon«, sagte Schelm ungezwungen, »an die Wand springen und so weiter.«

Kaladin kniff die Augen zusammen und betrachtete den großen helläugigen Mann. »Was weißt du?«

»Fast alles. Zum Beispiel, dass sich fast jeder Körperteil für einen Tritt in den Hintern eignet.«

»Was willst du?«

»Das, was ich nicht haben kann.« Schelm drehte sich zu ihm um und sah ihn ernst an. »Dasselbe, was jeder andere auch will, Kaladin der Sturmgesegete.«

Kaladin wand sich unruhig auf seinem Sitz. Schelm wusste von ihm und seinem Wogenbinden. Kaladin war sich dessen sicher. Hatte er also eine Forderung zu erwarten?

»Was willst du *von mir*?«, fragte Kaladin genauer.

»Ah, so denkst du also. Gut. Von dir, mein Freund, erbitte ich mir eines. Eine Geschichte.«

»Was für eine Art von Geschichte?«

»Das darfst du selbst entscheiden.« Schelm lächelte ihn an. »Ich hoffe, dass sie rasant sein wird. Wenn es etwas gibt, das ich nicht ertragen kann, dann ist es Langeweile. Bitte vermeide alles Öde. Ansonsten werde ich mich an dich heranschleichen müssen und dir einen Schlag auf den Hinterkopf versetzen.«

»Ich bin *nicht* taub.«

»Es ist auch urkomisch bei Leuten, die nicht taub sind. Glaubst du etwa, ich würde jemanden quälen, nur weil er taub ist? Das wäre unmoralisch. Nein, ich quäle alle Menschen gleichermaßen.«

»Großartig.« Kaladin lehnte sich zurück und wartete auf weitere Bemerkungen. Erstaunlicherweise schien Schelm nichts dagegen zu haben, das Gespräch zu beenden.

Kaladin betrachtete den trüben Himmel. Er hasste solche Tage wie diesen, die ihn an die Weinung erinnerten. Sturm-vater! Der graue Himmel und das schlechte Wetter stellten ihm die Frage, warum er heute Morgen überhaupt aufgestanden war. Endlich erreichte die Kutsche Sebarials Lager, das mehr als alle anderen wie eine Stadt wirkte. Kaladin bestaunte die festen Wohnhäuser, die Märkte, die ...

»Bauern?«, fragte er, als sie an einer Gruppe von Männern vorbeifuhren, die zum Tor unterwegs waren und Kübel voller Krem und Kriechried trugen.

»Sebarial hat Lavisfelder in den Hügeln im Südwesten anlegen lassen«, erklärte Schelm.

»Die Großstürme dort draußen sind doch viel zu heftig für eine Landwirtschaft.«

»Sag das mal den Natan. Früher haben sie dieses ganze Gebiet bestellt. Dazu bedarf es einer Züchtung von Pflanzen, die nicht so groß werden wie gewöhnlich.«

»Aber warum?«, fragte Kaladin. »Warum gehen die Bauern nicht an Orte, an denen es einfacher ist? Zum Beispiel nach Alethkar?«

»Du hast keine große Ahnung von der menschlichen Natur, nicht wahr, Sturmgesegneter?«

»Ich ... nein.«

Schelm schüttelte den Kopf. »So offen und so stumpf. Du und Dalinar, ihr seid euch sehr ähnlich. Irgendwann muss euch einmal jemand beibringen, wie man sich hin und wieder ein wenig Spaß verschafft.«

»Ich weiß sehr wohl, was Spaß ist.«

»Ach, wirklich?«

»Ja. Vor allem ist es dazu unerlässlich, irgendwo zu sein, wo du nicht bist.«

Schelm sah ihn an, kicherte dann und schüttelte die Zügel, sodass die Pferde ein wenig hin und her tänzelten. »Also hast du doch einen Funken Witz in dir.«

Dieser kam von Kaladins Mutter. Sie hatte oft solche Dinge gesagt, die aber nie beleidigend gemeint gewesen waren. *Anscheinend färbt Schelms Gegenwart auf mich ab.*

Schließlich lenkte Schelm die Kutsche auf ein hübsches Herrenhaus zu, das Kaladin eher in einem feinen Lait als in einem Kriegslager erwartet hätte. Mit seinen Säulen und schönen Glasfenstern war es sogar noch prächtiger als das Haus des Bürgermeisters zu Hause in Herdstein.

In der Auffahrt bat Schelm den Lakaien, Adolins Verlobte herzuholen. Adolin stieg aus und erwartete sie. Er richtete seine

Jacke und polierte die Knöpfe mit dem Ärmelstoff. Dann schaute er zum Kutschbock hoch – und erstarrte.

»Du!«, rief Adolin aus.

»Ich!«, erwiderte Schelm, schwang sich von der Kutsche und vollführte eine tiefe Verbeugung. »Stets zu Euren Diensten, Hellherr Kholin.«

»Was hast du mit meinem Fahrer gemacht?«

»Nichts.«

»Schelm ...«

»Wollt Ihr etwa andeuten, ich hätte dem armen Kerl *weg-ge-*tan? Traut Ihr mir das wirklich zu, Adolin?«

»Nein«, sagte Adolin.

»Genau. Außerdem glaube ich, dass er die Fesseln inzwischen gelöst hat. Ah, hier ist unsere liebliche Fast-*aber-noch-nicht-ganz*-Braut.«

Schallan Davar war aus dem Haus getreten. Sie hüpfte die Treppe hinunter, anstatt zu gleiten, wie es die meisten helläugigen Damen getan hätten. *Sie ist ohne jeden Zweifel begeisterungsfähig*, dachte Kaladin müßig, während er die Zügel hielt, die er aufgenommen hatte, nachdem Schelm sie fallen gelassen hatte.

Aber irgendetwas war *seltsam* an dieser Schallan Davar. Was verbarg sie hinter ihrer Eifrigkeit und ihrem Lächeln? Der zugeknöpfte Ärmel an der Schutzhand einer helläugigen Frau konnte eine Menge tödlicher Waffen verdecken. Eine einfache vergiftete Nadel würde ausreichen, um Adolins Leben zu beenden.

Leider konnte er sie nicht jeden Moment, den sie mit Adolin verbrachte, im Blick behalten. Er musste einen anderen Weg beschreiten. Vielleicht gelang es ihm herauszufinden, ob das, was sie über sich selbst sagte, auch wirklich stimmte. Dann war er möglicherweise in der Lage, aus ihrer Vergangenheit abzuleiten, ob sie in der Gegenwart eine Gefahr darstellte.

Kaladin stand auf und wollte vom Kutschbock springen, um sie beobachten zu können, wenn sie sich Adolin näherte. Doch plötzlich zuckte sie zusammen und riss die Augen auf. Sie deutete mit ihrer Freihand auf Schelm.

»Ihr!«, rief Schallan aus.

»Ja, ja. Heute erkennen mich die Leute mal wieder. Vielleicht sollte ich meine Kleidung ...«

Schelm verstummte, als Schallan auf ihn zusprang. Kaladin schwang sich auf den Boden, griff nach dem Messer an seiner Seite und zögerte, als Schallan Schelm in ihre Arme zog, dabei ihren Kopf an seine Brust legte und die Augen schloss.

Kaladin nahm die Hand von seinem Messer und hob eine Braue. Schelm wirkte völlig verblüfft. Er ließ die Arme hängen, als wüsste er nicht, was er mit ihnen anstellen sollte.

»Ich wollte Euch schon immer danken«, flüsterte Schallan. »Aber ich hatte bislang nie die Gelegenheit dazu.«

Adolin räusperte sich. Schließlich ließ Schallan Schelm los und sah den Prinzen an.

»Ihr habt Schelm umarmt«, sagte Adolin.

»Ist das sein Name?«, fragte Schallan.

»Einer von ihnen«, sagte Schelm, der noch immer ein wenig unsicher wirkte. »Es sind in Wirklichkeit so viele, dass man sie nicht zählen kann. Zugegeben, die meisten von ihnen stehen mit dem einen oder anderen Fluch in Verbindung ...«

»Ihr habt *Schelm* umarmt«, sagte Adolin.

Schallan errötete. »War das unschicklich?«

»Hier geht es nicht um Schicklichkeit«, sagte Adolin, »sondern um gesunden Menschenverstand. Ihn zu umarmen ist wie einen Weißdorn zu liebkosen oder ein Nadelkissen zu herzen oder so etwas. Ich meine – das ist *Schelm*. Ihr dürft ihn nicht mögen.«

»Wir müssen miteinander reden«, sagte Schallan und sah Schelm an. »Ich erinnere mich nicht an alles, worüber wir gesprochen haben, aber einiges davon ...«

»Ich werde versuchen, einen freien Termin zu finden«, sagte Schelm. »Allerdings bin ich ziemlich beschäftigt. Adolin zu beleidigen wird mich noch bis weit in die nächste Woche hinein in Anspruch nehmen.«

Adolin schüttelte den Kopf. Er winkte den Lakaien weg und half Schallan höchstpersönlich in die Kutsche. Danach beugte er sich zu Schelm vor. »Hände weg.«

»Sie ist viel zu jung für mich, Kind«, sagte Schelm.

»Das ist richtig«, sagte Adolin und nickte. »Halte dich an Frauen deines eigenen Alters.«

Schelm grinste. »Das könnte schwierig werden. Ich glaube, davon gibt es nur noch eine einzige in dieser Gegend, und mit ihr bin ich noch nie gut ausgekommen.«

»Du bist so bizarr«, sagte Adolin und kletterte in die Kutsche.

Kaladin seufzte und wollte ihm folgen.

»Hast du etwa vor mitzufahren?«, fragte Schelm, und sein Grinsen wurde breiter.

»Ja«, sagte Kaladin. Er wollte Schallan im Auge behalten. Vermutlich würde sie nichts unternehmen, wenn sie zusammen mit Adolin in der Kutsche saß. Aber vielleicht konnte Kaladin etwas über sie erfahren, wenn er sie beobachtete. Jedenfalls durfte er sich nicht vollkommen sicher sein, dass sie keinen Attentatsversuch unternehmen würde.

»Versuche nicht, mit dem Mädchen herumzuschäkern«, flüsterte Schelm. »Der junge Adolin scheint immer besitzergreifender zu werden. Ach, was sage ich da? Schäkere ruhig mit ihr herum, Kaladin. Vielleicht fallen dem Prinzen dann die Augen aus dem Kopf.«

Kaladin schnaubte verächtlich. »Sie ist ein Hellauge.«

»Na und?«, meinte Schelm. »Ihr seid alle viel zu fixiert auf die Augenfarbe.«

»Ich will niemanden beleidigen«, flüsterte Kaladin, »aber ich würde lieber einem Kluftteufel schöne Augen machen.« Er

schwang sich in die Kutsche und überließ es Schelm, sie zu fahren.

Im Innern hob Adolin den Blick gen Himmel. »Du beliebst zu scherzen.«

»Das ist meine Arbeit«, sagte Kaladin und setzte sich neben Adolin.

»Hier drinnen bin ich in Gegenwart meiner Verlobten doch wohl sicher«, sagte Adolin mit zusammengebissenen Zähnen.

»Vielleicht gelüstet es mich ja lediglich nach einem bequemen Sitz«, sagte Kaladin und nickte Schallan Davar zu.

Sie beachtete ihn nicht, sondern lächelte Adolin an, als sich die Kutsche in Bewegung setzte. »Wohin fahren wir heute?«

»Nun, Ihr hattet doch etwas von einem Abendessen gesagt«, meinte Adolin. »Ich kenne ein neues Weinhaus auf dem Äußeren Markt, das auch Speisen serviert.«

»Ihr kennt stets die besten Plätze«, sagte Schallan mit breitem Grinsen.

Könnten deine Schmeicheleien noch offensichtlicher sein, Frau?, dachte sich Kaladin.

Adolin erwiderte ihr Lächeln. »Ich höre bloß zu.«

»Wenn Ihr nur mehr darauf achten würdet, dass der Wein gut ist ...«

»Das brauche ich gar nicht!« Er grinste. »*Alle* Weine sind gut.« Sie kicherte.

Bei den Stürmen, wie ärgerlich die Hellaugen doch waren! Insbesondere wenn sie herumturtelten. Sie setzten ihr Gespräch fort, und für Kaladin wurde offenbar, wie dringend es dieser Frau war, eine Beziehung mit Adolin einzugehen. Nun, eigentlich war das nicht überraschend. Die Hellaugen suchten stets nach einer Möglichkeit weiterzukommen – oder sich gegenseitig ein Messer in den Rücken zu stechen, falls sie in der dazu passenden Stimmung sein sollten. Es ging ihn nichts an, ob diese Frau eine Opportunistin war. Das war jedes Hellauge. Er musste bloß herausfinden, ob sie eine opportu-

nistische Glücksjägerin oder eine opportunistische Attentäterin war.

Sie sprachen noch weiter, und Schallan lenkte das Gespräch auf die Pläne für den heutigen Abend zurück.

»Ich habe nichts gegen ein weiteres Weinhaus«, sagte Schallan, »doch ich frage mich, ob sie nicht allmählich ein wenig eintönig werden.«

»Ich weiß«, erwiderte Adolin, »aber ansonsten kann man hier draußen verdammt wenig unternehmen. Es gibt keine Konzerte, keine Kunstausstellungen, keine Bildhauerwettbewerbe.«

Verbringt ihr tatsächlich die Zeit mit so etwas?, fragte sich Kaladin. *Der Allmächtige möge euch beschützen, wenn es einmal keinen Bildhauerwettbewerb gibt, dem ihr beiwohnen könnt.*

»Es gibt eine Menagerie«, sagte Schallan eifrig. »Auf dem Äußerer Markt.«

»Eine Menagerie«, sagte Adolin. »Ist das nicht ein wenig ... ordinär?«

»Ach, bitte. Wir könnten uns all die Tiere ansehen, und Ihr sagt mir, welche Ihr schon mit all Eurer Tapferkeit auf der Jagd erlegt habt. Das wäre doch sehr kurzweilig.« Sie zögerte, und Kaladin glaubte, etwas in ihrem Blick zu erkennen. Es war etwas, das tief in ihr verborgen lag. Schmerz? Sorge? »Außerdem könnte ich ein wenig Ablenkung gut gebrauchen«, fügte Schallan sanfter hinzu.

»Eigentlich verachte ich die Jagd«, sagte Adolin, als bemerke er es erst jetzt. »Es liegt kein wahrer Wettbewerb darin.« Er sah Schallan an, die ein Lächeln auflegte und eifrig nickte. »Nun, vielleicht wäre es wirklich einmal eine angenehme Abwechslung. In Ordnung, ich werde Schelm bitten, uns dorthin zu bringen. Hoffentlich gehorcht er und kippt uns nicht in eine Kluft, damit er unseren Entsetzensschreien lauschen kann.«

Adolin drehte sich um, öffnete die kleine Luke hinter der Kutschbank und gab seinen Befehl. Kaladin beobachtete, wie

